

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 46 (1966-1967)  
**Heft:** 7

**Anhang:** Sechs Jahre in Sibirien verbannt (1861-1867)  
**Autor:** Krupski, Stanislaus

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

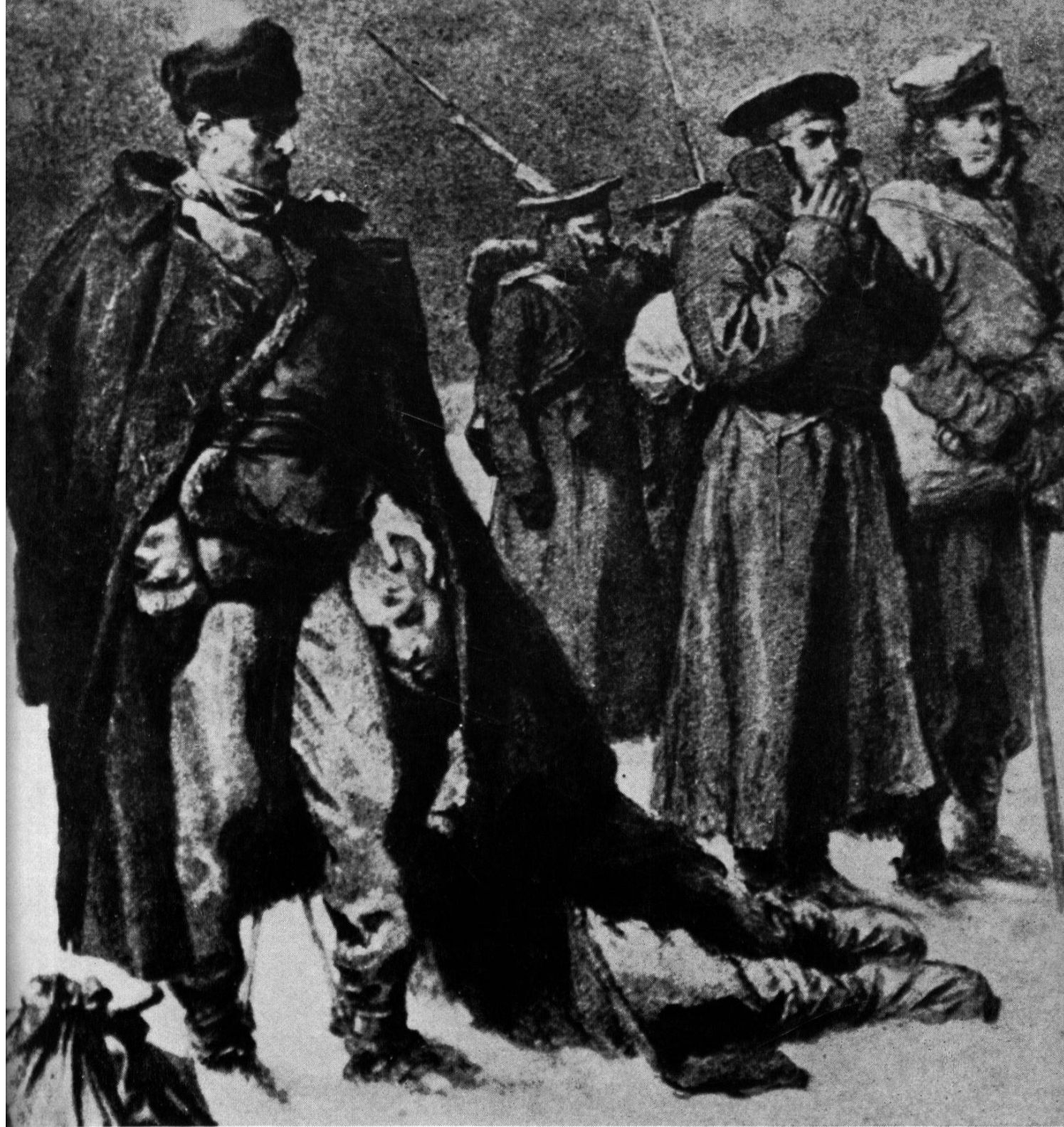
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 03.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



er 97 609

STANISLAUS KRUPSKI

SECHS JAHRE IN SIBIRIEN VERBANNT

(1861—1867)

Titelbild: Ein Gefangenentransport in Sibirien im Jahre 1863. Ausschnitt aus einem Gemälde von Artur Grottger. Mit freundlicher Unterstützung des Polenmuseums im Schloß Rapperswil.

STANISLAUS KRUPSKI

SECHS JAHRE IN SIBIRIEN VERBANNT

(1861—1867)

Sonderbeilage zur Oktobernummer 1966 der «Schweizer Monatshefte»



## *Über die Lebensumstände des Verfassers*

Die Geschichte Polens im 19. Jahrhundert ist durch die Entscheidungen des Wiener Kongresses geprägt, der entgegen den Wünschen der Polen die seit 1772 bestehende Teilung des Landes bestätigte, wobei der bedeutendste Gebietsanteil russischer Herrschaft unterstellt wurde. «Grob gesprochen steht die erste Hälfte des Jahrhunderts der Unfreiheit mehr unter dem Zeichen des romantisch verklärten, vom liberalen Europa mit Zustimmung und Begeisterung verfolgten bewaffneten Freiheitskampfes und des adeligen Landlebens, die zweite Hälfte im Zeichen des täglichen Kleinkampfes um die Erhaltung von Sprache und nationalem Besitzstand, vom übrigen Europa meist wenig beachtet» (Gotthold Rhode, Kleine Geschichte Polens, Darmstadt 1965). Nach einer ersten großen Erhebung (1830/31) gipfelte der von europäischer Sympathie getragene Kampf der polnischen Patrioten im Januaraufstand 1863/64, mit dessen Scheitern die Hoffnungen auf einen selbständigen polnischen Staat für lange Zeit begraben werden mußten. Der hier zum ersten Mal veröffentlichte Bericht eines nach Sibirien verbannten Polen gehört in diese Endphase des aktiven Freiheitskampfes. Sein Verfasser, Stanislaus Krupski, wurde am 1. Oktober 1839 in Hussakow in Ostgalizien geboren, wo sein Vater große Güter besessen haben soll, die er jedoch durch Trinken und Spielen zum großen Teil verlor. Krupski studierte Medizin, zuerst in Krakau und später in Warschau, wo er im Jahre 1861 verhaftet und zur Deportation nach Sibirien verurteilt wurde. Nach seiner geglückten Flucht kam er 1867 über Österreich in die Schweiz, wo er in Rapperswil dem Grafen Plater, dem Begründer des polnischen Nationalmuseums, begegnete. Nach Beendigung seines Medizinstudiums ließ er sich in der welschen Schweiz und später in Altdorf nieder, wo er Bahnarzt der damals noch privaten Gotthardbahn geworden war. Als Doktor «Chruschbi» erfreute er sich bei der Urner Bevölkerung großer Beliebtheit, da er für die Armut der Bergbauern viel Verständnis aufbrachte und sich zum Beispiel für einen Krankenbesuch im Isental, der ihn einen Tag kostete, mit einem Honorar von fünf Franken begnügte, mit dem er auch noch die Miete für das von ihm selbst geruderte Boot bestritt. Krupski starb am 25. März 1904 in Erstfeld. Von seinen Söhnen wurde der älteste, Ladislaus, unter dem Namen Hanns In der Gand als Sänger und Liedersammler in der ganzen Schweiz bekannt, Tscheslaus war als Strahler, Uhrmacher, Photograph und Musikant eine beliebte Figur in Altdorf, und Sigismund Anton wurde Professor für Veterinärmedizin an der Universität Zürich.

*H. J. F.*



## *Verhaftung und Verbannung*

Es genügte, aus Krakau, wo ich auf der Universität studierte, Mitte Januar 1861 in der kleidsamen polnischen Nationaltracht nach Warschau zu kommen, mich dort ein wenig überall zu zeigen, Anstoß zur Nachahmung zu geben und einige vorlaute Äußerungen über die russische Regierung fallen zu lassen, um am 12. Februar desselben Jahres arretiert und einer geheimen, revolutionären Mission beschuldigt zu werden. Man stellte mich vor ein Kriegsgericht, die für politische Vergehen gewöhnliche Instanz in Rußland. Dieses verurteilte mich aber in Anbetracht dessen, daß mir außer den erwähnten Vergehen nichts nachgewiesen werden konnte, nur zu einer vierjährigen Festungshaft und nachfolgender Abschiebung nach Österreich. Nach kriegsgerichtlichem Usus war dies eine der gelindesten Strafen. Doch es blieb nicht bei diesem Urteil.

Während meiner Haft fing es in Warschau und im ganzen sogenannten Kongreß-Polen immer mehr zu gären an. Es kam zu Demonstrationen und blutigen Straßenkämpfen. Der damalige Statthalter von Polen, Fürst Gortschokoff, durch diese Vorgänge erbost, bestätigte das ihm vorgelegte Urteil in der Weise, daß er es in eine lebenslängliche Verbannung nach Ostsibirien umänderte und mich durch Versetzung in den nichtadeligen Stand aller Privilegien beraubte, die den sogenannten Adligen in Rußland zustehen. Diese Verschärfung war kein Spaß. Unter anderem konnte ich jetzt zum Beispiel zur Körperstrafe verurteilt werden, wenn ich mich irgend eines neuen Vergehens schuldig machte.

Nach zehnmonatiger, überaus scharfer Einzelhaft im berüchtigten zehnten Pavillon der Warschauer Zitadelle, die mit Recht zu den schrecklichsten Gefängnissen Rußlands gerechnet wird, wurde mir eines Abends dieses Urteil vom Gefängnisvorstand vorgelesen, und eine halbe Stunde darauf saß ich schon in einem Extra-Postwägelchen, zwischen zwei Gendarmen eingepfercht, und fort ging es nach Nordosten, Tag und Nacht, etwa 400 km in vierundzwanzig Stunden dahinsausend. Der Aufenthalt auf einzelnen Stationen nahm nur soviel Zeit in Anspruch, als es zum Anspannen eines frischen Dreigespannes vor die Kibitka, das heißt den Postschlitten, welcher schon einige Stationen hinter Warschau das furchtbar rüttelnde Gefährt ersetzen mußte, bedurfte. Während dieser karg bemessenen Aufenthalte wurden auch die mageren Mahlzeiten eingenommen.

Nach einundzwanzigtägiger, nur durch eine fünfzehnstündige Rast in Moskau unterbrochener Höllenfahrt erblickte ich endlich das hoch auf dem rechten Ufer des Irtisch, gegenüber der Einmündung des Flusses Tobol thronende Tobolsk — eigentlich nur die grell bemalten byzantinischen Kuppeln seiner Kirchen und die imposanten Mauern seines Gefängnisses, weil daneben die unansehnlichen Häuser der Bewohner vollständig verschwinden —, ein Bild, das sich in jeder Stadt, ja in jedem Bezirksstädtchen Sibiriens wiederholt. Übrigens stehen auch im europäischen Rußland überall Kirchen und Gefängnisse auf dem ersten Plane, weil sie immer die weitaus bedeutendsten Gebäude der Ortschaften darstellen.

Tobolsk ist die Hauptstadt der ans europäische Rußland unmittelbar angrenzenden Gouvernements des westlichen Sibiriens. Von meinem Bestimmungsorte, dem Gouvernement Jenisajsk, beziehungsweise dessen Stadt Krasnojarsk, trennten mich noch über 3500 km, welche ich als degradiertes Adliges das Recht hatte, per Post in Begleitung von Gendarmen zurückzulegen, jedoch nicht mehr wie von Warschau nach Tobolsk auf Staats-, sondern auf eigene Kosten. Leider konnte ich von diesem Recht keinen Gebrauch machen, denn meine Mittel waren vollkommen erschöpft. Ich war lediglich auf die 15 Kopeken angewiesen, welche die Regierung als täglichen Zehrpfeinig jedem gewesenen Adligen, den sie wegen eines politischen Vergehens nach Sibirien verbannte, dazumal auszahlte. Nicht adlige Verbannte mußten sich mit 5 Kopeken begnügen. Ich war somit gezwungen, diese weite Strecke zu Fuß zu machen, und zwar in Gesellschaft gewöhnlicher, nach Sibirien gesandter Verbrecher, deren damals fast jede Woche ein Transport von dreihundert bis vierhundert von Tobolsk abgeschickt wurde. Auf die Bildung eines solchen Transportes mußte ich im Gefängnis zu Tobolsk warten. Dies nahm ungefähr drei Wochen in Anspruch.

Zweier Erlebnisse in diesem Gefängnis, welches wohl das größte in Rußland sein dürfte und zur Zeit Peters des Großen von schwedischen Kriegsgefangenen erbaut wurde, muß ich hier gedenken, weil sie auf die Zustände in jenem Lande einiges Licht werfen können. Zuvor aber wollen wir mit diesem Ungeheuer von Gebäude ein wenig bekannt werden.

Es sieht einer kleinen Festung, deren hohe und dicke Ringmauern sich am steilen Ufer des Irtisch erheben, nicht unähnlich. Ein breiter, durch ein mächtiges Gittertor verschlossener Eingang durchbricht an einer Stelle diese Mauer. Rechts hinter dem Tor befindet sich die Wachstube für eine ganze Abteilung Soldaten, links der Aufstieg zur Wohnung des Gefängnisaufsehers, die über dem Tor aufgebaut ist und über das ganze Gefängnis, ebenso wie dieses über die ganze Landschaft, dominiert. Vom inneren Gefängnishof wird dieser Durchgang durch ein zweites, massives Tor abgeschlossen. Fast alle Gefängnisse in Rußland haben denselben Bautypus, der eigentlich orientalischen Harems entnommen ist, wo der entmannte Aufseher auch über dem

Eingangstor wohnt. Eifersüchtig, wie der Türke seine Frauen, läßt der russische Zar seine Gefangenen bewachen.

Tausende von Gefangenen, die hier auf ihre Weiterbeförderung warten müssen, finden Platz im geräumigen Innern. Es ist durch Zwischenmauern in verschiedene Höfe abgeteilt, und in den darin befindlichen, zum Teil freistehenden, zum Teil an die Ringmauer angebauten Gefängnissen werden die verschiedenen Kategorien von Verbannten untergebracht. Hier ledige Männer, dort ledige Frauen. Auch für gewesene Adlige gibt es einen besonderen Hof.

Gerade gegenüber dem Haupteingang erhebt sich ein ziemlich hübsches, langgedehntes, zweistöckiges Gebäude mit großen, nicht vergitterten Fenstern, das als Spital dient. Dahinter, durch einen breiten Durchgang sichtbar, steht die Gefängniskapelle. Auf ihrer dem Haupteingang zugekehrten Mauer leuchtet das lebensgroße Bild des Erlösers, die Hände den ins Gefängnis Eintretenden entgegenstreckend. Darunter, weithin sichtbar, der Bibelspruch: «Kommt her zu mir alle . . . .» Die Kapelle steht nicht frei. Sie bildet die vordere Seite eines viereckigen, zwei Stockwerk hohen, finsternen Gebäudes, das für die Ketten tragenden Verbannten bestimmt ist und darum Kettenhof genannt wird.

Bei meinem ersten Aufenthalt in Tobolsk logierte ich im sogenannten Edelfhof in einer besonderen Kammer. Eines Nachmittags, es dämmerte schon, öffnete sich das Haupttor des Gefängnisses und eine Kibitka mit einem Arrestanten, in Begleitung von zwei Gendarmen, fuhr vor. Das Thermometer zeigte etwas über 30 Grad Kälte. Ich war zufällig zum Aufseher beschieden worden, um irgend eine Auskunft zu geben, und kam mit ihm, als er zum Empfang des neu angekommenen Verbannten hinabeilte, in den Spital- oder Haupthof hinunter. In einer Kibitka und mit Gendarmen werden in Tobolsk ausschließlich politische Verbrecher gebracht. Der Neuankömmling war direkt von Petersburg angelangt. Er war in einen kostbaren Pelz gehüllt, trug aber Ketten an den Füßen. Dem Gesetz nach hätte er im grauenhaften Kettenhof untergebracht werden müssen. Der Aufseher, der kein Unmensch war, zögerte jedoch beim Anblick des Arrestanten, der allem Anschein nach eine wichtige Persönlichkeit war. In dem gebrochenen Russisch, das ich damals sprach, bat ich ihn, er möge ihn doch im Edelfhof unterbringen, und da zufällig auch dort keine leere Kammer war, erklärte ich mich bereit, die meine mit ihm zu teilen. Die Bitte wurde mir gewährt, hauptsächlich deswegen, weil auch der Kettenhof mit den ihrer Abschiebung harrenden Verbrechern derart überfüllt war, daß, wie sich der Aufseher ausdrückte, keine Stecknadel mehr drin Platz gefunden hätte.

Ich werde nie den Blick vergessen, mit dem mir der durch die weite Reise fast zu Tode erschöpfte, sich kaum auf den Füßen haltende Mann für meine Gefälligkeit dankte. Es war der in der russischen Literatur rühmlichst bekannte Professor der Petersburger Universität Michailow, Gelehrter, Dichter

und genialer Übersetzer Heines. Für eine zündende, revolutionäre Proklamation an die russische Jugend, als deren Verfasser er entdeckt wurde, bekam er zwölfteinhalb Jahre Verbannung in die Bergwerke von Nertschynsk zugesprochen, und nur auf persönliches Verwenden der Zarin, die in ihm den Vorkämpfer für Frauenrechte und wohl auch den Sohn der geborenen Fürstin Urunow ehren wollte, ermäßigte man das Urteil auf dem Gnadenweg auf sechs Jahre derselben Strafe.

Tags darauf erschien im Gefängnis der Vizegouverneur von Tobolsk, die zweithöchste obrigkeitliche Persönlichkeit des Gouvernements. In Begleitung des Aufsehers kam er sofort in meine Kammer. Die herzliche Begrüßung und warme Teilnahme, die er Michailow entgegenbrachte, läßt sich mit Worten nicht beschreiben. In seiner Gegenwart mußte man dem Sträfling die Ketten abnehmen. Sie sprachen lange, lebhaft und innig, als wenn sie jahrelang aufs engste befreundet gewesen wären. Und doch sahen sie sich damals zum ersten Mal. Michailow wurde der Besuch einer komfortablen Badeanstalt in der Stadt zugebilligt, was wohl in den Annalen Tobolsks einzig dastehen dürfte. An dieser Spazierfahrt durfte auch ich teilnehmen. Die ganze hochoffizielle Welt der Gouvernementshauptstadt ließ es sich nicht nehmen, Michailow im Gefängnis zu besuchen und ihm alle möglichen Erleichterungen zu verschaffen. Die Gemahlinnen der hohen Beamten zeichneten sich in dieser Hinsicht besonders aus. Ja man ging noch weiter, veranstaltete in der Stadt dem Sträfling zu Ehren ein Festessen und holte ihn ohne Wache in einem prächtigen Schlitten aus dem Gefängnis ab. Alle Spitzen der gouvernementalen Regierung nahmen daran teil: eine wahre regierungsfeindliche Demonstration!

Ein ganzes Jahr lang blieben diese Vorgänge in Petersburg unbekannt, bis sich ein Elender fand, der sie dort hinterbrachte. Ein Gendarmerieoffizier geriet mit seinem Obersten in Streit und rächte sich an ihm auf diese Weise. Hohe Beamte der dritten Abteilung, das heißt der obersten Polizeibehörde, langten aus Petersburg an und begannen eine strenge Untersuchung. Alle Schuld wurde auf die Frauen abgewälzt, die sich wiederum hinter die Zarin versteckten, indem sie vorgaben, nur nach ihrem Vorbild gehandelt zu haben. Dennoch wurden alle Beamten abgesetzt und aus den Beamtenlisten des Reiches gestrichen. Am schrecklichsten büßte für diese Vorgänge der an ihnen vollkommen unschuldige Michailow. Man behandelte ihn anfänglich auch in den Bergwerken sehr mild, und er lebte dort auf freiem Fuß. Der Bergwerkaufseher wurde abgesetzt, sein Nachfolger mußte Michailow vollkommen nach Gesetz behandeln, ihn im Gefängnis und in Ketten halten und zur Arbeit schicken. Der arme, schon früher kränkliche Mann erlag dann auch dieser Behandlung nach wenigen Monaten.

## *Körperstrafen*

Während der zehntägigen gemeinschaftlichen Haft mit Michailow in Tobolsk wurde ich zum ersten Mal Zeuge einer russischen Körperstrafe.

Es gibt verschiedene Arten von Körperstrafen: Spießbruten- oder Gassenlaufen, Knute und Rute. Spießbruten werden nur vom Kriegsgericht zugesprochen. Ihr Minimum ist fünfhundert Streiche, das Maximum war zur Zeit der guten Mutter Katharina zwölftausend und wurde später auf sechstausend herabgesetzt — ein weiter Spielraum, wie man sieht. Dazu kommt noch, daß diese Strafen je nach Anordnung auf einmal oder auf mehrere Male verteilt vollzogen werden.

Der Delinquent hält sich mit den Händen an einem vom Korporal horizontal dargereichten Gewehr und wird eine von einer halben oder ganzen Kompanie Soldaten gebildete Gasse entlanggeführt. Er geht vornübergebeugt und hat den Rücken entblößt. Der führende Korporal muß rückwärts schreiten. Auch er hält das Gewehr mit beiden Händen und hemmt den Gang des Delinquenten, der denselben begreiflicherweise zu beschleunigen bemüht ist. Jeder Soldat hat ein Bündel dünner, biegsamer Weidenruten zur Verfügung. Unter Trommelschlag beginnt der langsame Gang, und von rechts und links sausen zischend wohlgezielte, schwungvolle Schläge auf den Rücken des Unglücklichen. Soll er, dem Urteil gemäß, die Strafe auf einmal erhalten, so wird er so oft die Gasse entlanggeführt, bis die Zahl, zu der er verurteilt wurde, erreicht ist. Bricht er zusammen, was gewöhnlich schon beim dritten Gang geschieht, so wird er getragen und weiter geschlagen. Stirbt er und ist die Zahl noch nicht erreicht, so wird seine Leiche weitergepeitscht, bis dem Gesetz Genüge geschehen ist. Das Peitschen wird beim ersten Zusammenbruch des Delinquenten eingestellt, wenn die Strafe abgeteilt zuerkannt worden ist. Nur muß dieses Zusammenbrechen vom Arzt als echt und nicht simuliert bestätigt werden. Der Delinquent wird dann in einem Spital gepflegt, bis der zerfleischte Rücken ausgeheilt ist, hierauf wieder gepeitscht, zwei-, dreimal, bis er sein Maß voll erhalten hat. In meinen Zeiten sprachen die Gerichte diese Strafe nur noch abgeteilt aus. Man nannte dies Humanität.

Die Knute ist das Strafinstrument der Zivil-, beziehungsweise Kriminalgerichte. Es ist eine Peitsche mit kurzem Schaft und einem längeren Riemen, dessen Ende gehärtet, zugespitzt und ein wenig hakenförmig gekrümmt ist. Zwölf Schläge sind das Minimum, achtzig das Maximum. Wird die Knute vom Henker regelrecht gehandhabt, so erfolgt der Tod gewöhnlich schon nach zwanzig Schlägen. Der Henker kann aber dem Opfer schon mit zehn Schlägen den Tod geben oder es mit achtzig am Leben erhalten. Im letzteren Falle jedoch, das heißt wenn er die Knute zu milde handhabt, setzt er sich der Gefahr aus, selbst, und dann regelrecht, ausgepeitscht zu werden.

In Rußland gibt es den Beruf des Henkers nicht. Man hat dort nur Henker-Volontäre, und die Verbrecherwelt selbst ist es, die sie liefert. Bedarf man in einem Gefängnis eines Henkers, so werden Verbrecher, die zur Bergwerkstrafe auf längere Zeit oder zur Knute verurteilt worden sind, befragt, ob sie diese Funktion ausüben wollen. Sind sie einverstanden, so wird ihnen die Strafe erlassen, und sie verbleiben im Gefängnis, um nötigenfalls zur Hand zu sein. Jedes größere Gefängnis in Rußland besitzt einen bis zwei Henker. Trotz der Privilegien, die sie dadurch genießen, hat die Administration manchmal große Mühe, zum Henkerdienst geneigte Verbrecher zu finden. Außer Kost und Logis im Gefängnis, das sie natürlich nicht verlassen dürfen, bekommen sie von der Regierung keinen Lohn für ihre Dienste. Jeder Delinquent aber zahlt ihnen vor der Exekution eine gewisse Summe, damit sie glimpflich mit ihm umgehen. Ist der Verurteilte unbemittelt, so tritt für ihn gewöhnlich die Gemeinschaft der Arrestanten ein.

Ich war einmal Zeuge eines solchen Bestechungsversuchs in einem Bezirksgefängnis des Gouvernements Perm, das ungemein streng gehalten wurde, so daß die Arrestanten sich auf keine Weise Geld verschaffen konnten. Einer unter ihnen wurde zu zwanzig Knutenstreichen verurteilt. Der Henker, ein Spitzbube, ließ ihm sagen, wenn er ihm nicht zehn Rubel bezahle, so möge er sich in acht nehmen, denn er werde vom Schafott nicht lebendig zurückkehren. Im ganzen Gefängnis konnten keine zehn Kopeken aufgebracht werden, geschweige denn zehn Rubel. Ob der Boshaftigkeit des Henkers waren sämtliche Arrestanten aufs tiefste empört. Der Delinquent machte schon Anstalten, sich auf den Tod vorzubereiten. Da ersann einer der Arrestanten folgendes zur Rettung seines Kameraden: Am Vorabend der Exekution, in der Dämmerung, bevor die Gefängniskammern geschlossen wurden, schlich er sich vor das Fenster der Henkerskammer und pochte an. Er bringe die zehn Rubel, sagte er zum Henker, der am Fenster erschien, und machte eine Bewegung, als ob er sie ihm darreichen wollte. Der Henker streckte die Hand durch das Gitter, um das Geld in Empfang zu nehmen. Die Hand wurde aber vom Arrestanten erfaßt und derart gedreht, daß sie an zwei Stellen brach. Die auf das Geschrei des Henkers herbeigeeilte Wache fand niemanden, und alle Nachforschungen nach dem Täter, der von dem Henker in der Dämmerung nicht erkannt wurde, blieben fruchtlos. Die Exekution mußte bis zur Ankunft eines anderen Henkers verschoben werden, der sich glücklicherweise menschlicher zeigte und sich mit fünf Rubeln begnügte, die man inzwischen irgendwie beschafft hatte. Der gebrochene Arm des andern heilte im Gefängnisspital schlecht aus und wurde unbrauchbar. Der Mann wurde seines Amtes enthoben und nach Sibirien geschickt.

Die Knutenstrafe wird öffentlich auf dem Marktplatz und gewöhnlich an einem Markttage erteilt. Dies geschieht auf einem eigens dazu in jedem Gefängnis aufbewahrten Schafott. Ein gewisser theatralischer — fast hätte ich

gesagt: poetischer — Anstrich zeichnet diese Prozedur aus. Der Delinquent wird mit entblößtem Hinterteil auf eine Bank, «die Stute», wie sie im Verbrecherjargon heißt, geschnallt. Der Henker ist festlich gekleidet. Er trägt die nationale russische Bauertracht: ein blutrotes Hemd, mit farbiger Schnur gegürtet, fällt in Falten auf breite, wallende Pumphosen aus schwarzem Samt, die in hohen Stulpstiefeln verschwinden. Die Ärmel des Hemdes sind über die Ellbogen hin aufgestülpt. Er verbeugt sich vor dem Prokurator und dem Richter, die immer der Prozedur beiwohnen, nimmt die Knute in die Hand, stellt sich auf die Seite der Bank und ruft mit weitschallender Stimme, indem er die Knute schwingt: «Beregis! Ozgu!», zu deutsch: «Halte dich fest, ich brenne dir eins auf.» Dann schreitet er gravitatisch, sich um das Jammern des Delinquenten wenig kümmernd, zur andern Seite der Bank hinüber und wiederholt dieselben Worte und dieselbe Prozedur, und so weiter, bis zur Erfüllung des Urteilspruches.

Neben dem Schafott wird gewöhnlich ein Teller aufgestellt, in den das zugeströmte Volk Münzen für den armen Sünder wirft. Kommt er mit dem Leben davon, was in neueren Zeiten glücklicherweise meistens der Fall war, so gehört die gesammelte Summe ihm und wird ihm nach Austritt aus dem Spital und bei der Beförderung nach Sibirien ausgehändigt, jedoch fast immer unter Abzug des Löwenanteiles für den Gefängnisaufseher, der sich ihn selbst zumißt. Stirbt er, so werden für das Geld Messen für das Heil seiner Seele gelesen. Man sagte mir, daß in diesem Fall die Kirche zu kurz komme, denn nicht alles gesammelte Geld wird ihr vom Gefängnisaufseher übermittelt.

Falls der Delinquent mit dem Leben davonkommt, wird nach vollzogener Strafe zur Brandmarkung geschritten. Zu Zeiten der guten Mutter Katharina, also am Ende des 18. Jahrhunderts, wurde sie so vorgenommen, daß man den Verbrechern, nachdem man sie von der Bank abgeschnallt hatte, die Nasenflügel mit einem Haken aufschlitzte und beide Ohren verstümmelte. Den späteren Zaren erschien diese Maßnahme als barbarisch, und sie ersetzten sie durch eine, wie man sagte, humanere und fortschrittlichere. Mit kleinen Instrumenten, die dem sogenannten Lebenswecker<sup>1</sup> ähnlich sehen und Buchstaben darstellen, wird dem Delinquenten auf der Stirne ein *K*, auf der einen Wange ein *A* und auf der andern ein *T* eingestochen. *KAT*, die Anfangssilbe des Wortes *Katorinyj*: Bergwerksträfling. Die Einstichstellen werden mit Farbe getränkt, wie man sie beim Tätowieren gebraucht. Sie bleibt fürs ganze Leben. Man müßte Ätzmittel anwenden, um sie zu beseitigen. Aber das würde große, entstellende Narben hervorbringen, die einen ebensosehr kennzeichnen wie die Brandmarken.

<sup>1</sup>Ein von Karl Baunscheidt (gest. 1860) entwickeltes, mit Nadeln besetztes Instrument das zu Heilzwecken verwendet wurde.

Die Rutenstrafe ist die mildeste aller Körperstrafen. Gerichtlich werden die Russen kaum dazu verurteilt. Sie wird als eine Art väterlicher Ermahnung angesehen. Jeder Beamte, jeder Obere kann sie gegen seinen Untergebenen nach freiem Ermessen verfügen. Die einzige Bedingung ist, daß der Untergebene kein Adliger sein darf. Adlige, solange sie im Besitze ihres Privilegiums sind, können weder auf irgend eine Art körperlich bestraft noch gebrandmarkt werden. Begehen sie ein Verbrechen, wofür im Gesetzbuch die Knutenstrafe festgesetzt ist, so werden auch sie aufs Schafott geführt; aber sie werden nur an den Schandpfahl gestellt, und der Henker bricht über ihrem Kopf einen Degen entzwei. Einer solchen Entadelung mußte sich auch Michailow unterziehen, da sich sein Prozeß vor einem Kriminalgericht abspielte. Kriegsgerichtliche Urteile bedingen keine Ausstellung auf dem Schafott und keine Brandmarkung. Sie werden auch in Rußland als weniger entehrend angesehen. Dafür können aber auch nur die Kriegsgerichte die Todesstrafe verfügen, und sie haben ein viel schärferes Strafmaß als die Kriminalgerichte.

Die Zivilgesetzgebung Rußlands kennt, ausgenommen den Anschlag auf das Leben des Zaren, auch für die größten Verbrechen, keine Todesstrafe. Auf dem Titelblatt ihrer vierzehn dicken Bände steht mit fetter Schrift gedruckt: Lieber neun Schuldige laufen lassen, als einen Unschuldigen verurteilen. Dies nimmt sich sehr schön aus, und Voltaire war über diese Verfügung Katharinas höchst entzückt. Leider steht sie nur auf dem Papier. Sieht man sich in Rußland ein wenig um, so wird man nur allzusehr gewahr, daß das Umgekehrte stattfindet: man verurteilt lieber neun Unschuldige, als daß man einen Schuldigen laufen ließe.

Im Gefängnis zu Tobolsk sah ich somit zum ersten Mal eine russische Rutenstrafe. Es wurde gerade ein Zug von Verbannten, etwa 400—500 Köpfe zählend, zur weiteren Beförderung geordnet. Tags zuvor hatte man unter sie die vorgeschriebene Arrestantenkleidung verteilt: jedem einen kurzen Schafpelz, zwei Hemden, zwei Paar Unterkleider, eine Tuchhose, einen grauen Mantel mit einem farbigen Zeichen auf dem Rücken, eine Mütze und eine Art lederner Sandalen samt tuchenen Fußlappen. Ein Arrestant wußte sich auf irgend eine Weise die Ausgabe zweier Pelze zu verschaffen und nähte sie in der Nacht derart zusammen, daß sie nur einen einzigen, aber dicken vorstellten. Dies wurde nun entdeckt, und der Aufseher sprach ihm kurzerhand hundert Rutenstreich zu.

Der ganze Zug wurde auf dem an unsere Abteilung grenzenden Hofe in Form eines offenen Vierecks aufgestellt und der Schuldige in der Mitte desselben mit entblößtem Hinterteil auf den Schafpelz gelegt. Zu beiden Seiten stand je ein Gefängniswärter; der eine hielt die Rute, welche von beachtlicher Größe war, bei dem groben Ende in der Hand, der andere bei dem dünnen. Auf ein gegebenes Zeichen des Aufsehers fingen sie abwechselnd zu schlagen an, der eine mit dem dünnen, der andere mit dem groben Ende. Schach-tiach,

schach-tiach ging es schnell wie beim Dreschen fort, bis ein Soldat hundert gezählt hatte. Der Delinquent schrie vor Schmerzen, anfangs mit lauter, dann mit heiserer Stimme, und endlich gab er nur noch ein Winseln von sich. Sein Schafpelz, nun wieder zum einfachen reduziert, war mit Blut durchtränkt.

Weder ich noch Michailow konnten dieser Prozedur, der wir von unserem vergitterten Fenster aus zuschauten, bis zum Ende beiwohnen. Sie dauerte übrigens nicht lange. Den Bestraften verbrachte man nicht etwa ins Spital, sondern warf ihn in einen bereitgehaltenen Schlitten, auf dem er seinem Zuge folgen mußte.

Seitdem sind im europäischen Rußland sowohl die Körperstrafe in allen hier beschriebenen Arten, als auch die Brandmarkung abgeschafft worden. Sie werden zwar zugesprochen, aber nicht mehr ausgeführt. In Sibirien jedoch wird bei Flüchtlingen und Rückfälligen beides bis auf den heutigen Tag angewandt.

### *Ein Gefangenentransport*

Endlich wurde auch ich einem Zuge von gewöhnlichen Verbrechern aneignert und nach dem Osten geschickt. Michailow war reichlich mit Geld versehen und teilte brüderlich mit mir. Ich konnte mir ein Pferd und einen Schlitten kaufen, was freilich in Sibirien dazumal für wenig Geld möglich war, und folgte so dem Zuge nach. Der Weg wird etappenweise zurückgelegt. An einem Tag bewältigt man die sogenannte halbe Etappe und übernachtet einmal, am nächsten erreicht man die ganze Etappe und hält dort zwei Nächte und einen Tag Rast. Diese Stationen sind voneinander mindestens 25, höchstens 50 km entfernt. Um auf diese Weise zu meinem Bestimmungsort zu gelangen, brauchte ich fünf bis sechs Monate Zeit. Ich verlebte sie mitten in der russischen Verbrecherwelt und habe Muße gehabt, sie genügsam kennen zu lernen.

Ich will hier nur das Bild beschreiben, das ein solcher Arrestantenzug bei seinem Aufbruch aus der Etappe und auf dem Wege darstellt.

Es dämmt. Dies geschieht im Winter in jenen Gegenden so ungefähr gegen zehn Uhr morgens. Der ganze Himmel ist mit aschgrauen, bleiernen Wolken, aus denen dichte Schneeflocken herabfallen, einformig bedeckt. Man überblickt einen Horizont von kaum einem Kilometer Umfang. Anderthalb bis zwei Meter hoher Schnee liegt auf der weiten, im Nebel verschwimmenden und darum unabsehbar scheinenden Ebene, deren zur Melancholie stimmende Einförmigkeit hie und da durch größere und kleinere Birkenhaine unterbrochen wird. Prächtige Birken sind es, hoch und schlank, mit dicht herunterhängenden, langen und feinen Zweigen, wie bei Trauerweiden. Daumendick haftet der Schnee an ihnen und rieselt bei jedem Windstoß gleich einer weißen Kaskade herab. Nirgends das mindeste Zeichen von Leben. Alles ist erstarrt und tot. Man glaubt sich mitten in einen unermeßlichen Kirchhof versetzt,

über dem ein blendend weißes Bahrtuch ausgebreitet daliegt. Selbst das durch den Schnee grau durchscheinende Gebäude sieht wie ein Grab aus. Es ist die Halbetappe. Sie steht immer frei auf der Steppe, ein paar hundert Meter vom Dorf entfernt. Ein Rechteck aus hohen, dicht aneinandergereihten Pfählen, die undurchdringliche Wände bilden, umgibt sie. In einer dieser Wände, die dem Weg zugekehrt ist, welcher sich kaum merkbar zwischen Steinen durch die Ebene schlängelt, ist ein großes Tor angebracht.

Man hört Waffengeklirr auf dem von der Palisade umzäumten Platz. Russische Flüche, durch die man, wie einer richtig gesagt hat, den Menschen fünf Meter tief unter die Erde hinabfluchen kann, werden vernehmbar. Das ist die zwanzig bis dreißig Mann starke Wache, die sich sammelt und vom Offizier zur Eile angespornt wird. Bald darauf vernimmt man das Krächen sich öffnender gewaltiger Schlösser und das Knirschen geschobener Riegel. Der Wachtmeister öffnet die Haupttüre des Etappengefängnisses, eines finsternen hölzernen Gebäudes mit kleinen vergitterten Fenstern, das sich im Hintergrunde des Hofes erhebt. Es besitzt zu beiden Seiten des Flurs je drei Kammern, worin die 300—400 Arrestanten, wie Heringe zusammengedrängt, die Nacht verbringen müssen. Aus der geöffneten Haupttüre quillt dichter Dampf hervor, der aber bald gefriert und als Reif niederfällt, denn es herrscht grimmige Kälte.

Zwei Männer tragen große, offene hölzerne Kübel aus dem Innern. Das sind die Abtritte, die, auf die Nacht mitten in die Schlafkammern gestellt, meistens voll werden. Sie müssen vor dem Abmarsch geleert und für die nachfolgenden Arrestanten sauber gemacht werden. Dazu stellt jeder Arrestantenzug aus seiner Mitte eigene Leute an, die aus der gemeinschaftlichen Kasse bezahlt werden. Denn so ein Arrestantenzug ist eine echte Gemeinde, die einzige in Rußland, in welcher wahre Autonomie herrscht. Sie besitzt frei gewählte Obere, die sie nach außen vertreten, und eine eigene Kasse, welche durch Almosen und den Verkauf von Monopolen gespiesen wird. Es wird eben auch hier mit Schnaps, Tabak und Spielkarten gehandelt, alles Sachen, die streng verboten sind, aber meist von der Wache selbst den Arrestanten, beziehungsweise den Monopolinhabern, um schweres Geld geliefert werden. Derjenige, der das Recht erwerben will, damit zu handeln, muß ein Patent, das heißt die Erlaubnis der Gemeinschaft besitzen, und diese wird nur dem Meistbietenden erteilt.

Mit dem Schlafen in diesen Halbetappenkammern ist es eine recht mißliche Sache. Die Luft ist so dick, daß man, wie die Arrestanten sagen, eine Axt daran aufhängen könnte. Kartenspiele und anderes vertreiben die Zeit der langen sibirischen Winternächte. Daß unter solchen hygienischen Bedingungen recht viele Krankheitsfälle vorkommen, ist selbstverständlich. Ein Statistiker hat aus offiziellen Akten nachgewiesen, daß damals kaum zwei Drittel der Verbannten ihren Bestimmungsort erreichten . . .

Stimmengewirr, Kettengeklirr und Fußstampfen erschallen auf dem höl-

zernen Boden des Flurs. Die Arrestanten verlassen das Gefängnis und sammeln sich, mit ihren Bündeln beladen, im Hof. Das Tor wird geöffnet. Die Wache, tief im Schnee wattend, tritt ins Freie und stellt sich im weiten Halbkreis auf. Mittlerweile sind aus dem nahen Dorf einige zwanzig einspännige Schlitten vorgefahren, um Gepäck, Kranke und Kinder des Zuges aufzunehmen. Die Kranken werden dem Zuge solange nachgeschleppt, bis derselbe eine Bezirksstadt erreicht, in welcher sich ein Gefängnisspital befindet, was aber gewöhnlich wochenlang dauert. Sibirien ist eben fast dreimal größer als das europäische Rußland und hat kaum fünf Millionen Einwohner. Städte sind somit weit, sehr weit auseinander gelegen.

Am Tor erscheint der Offizier mit dem Wachtmeister. Es ertönt das barsche Kommando «Kettenträger zu zweien voraus!». Sie erscheinen. Das ist die Gefängnis-Aristokratie, die nicht unbedeutende Vorrechte genießt. Bei der Teilung von Almosen, die ziemlich reichlich fließen, wenn der Zug ein Dorf passiert, erhalten sie das Doppelte. Sie haben das Recht, in den Etappen auf Pritschen zu schlafen, während die andern sich mit Plätzen auf dem Fußboden begnügen müssen. Ihre Haltung ist zumeist stramm, ja stolz. Ein jeder von ihnen hat diesen Weg schon gemacht, mancher sogar drei- oder viermal. Schneeestöber und Kälte bilden keine Neuheit für sie. Am Tor werden ihre Ketten vom Wachtmeister geprüft. Sie lassen es ruhig geschehen. Sie wissen, daß er nichts entdecken wird, obgleich die Ketten bei einem jeden so eingerichtet sind, daß er sie wie Schuhe ab- und anziehen kann. Die Paare werden gezählt, sie treten vor das Tor und werfen ihre Habe auf die dazu bestimmten Schlitten. Eine doppelte Wache umgibt sie und führt sie abseits. Sie sind es nämlich, die die Spitze des Zuges bilden und den Weg mit ihren Ketten vom Schnee säubern müssen. Eine mühsame Arbeit, aber sie erwärmt, und bei der grimmigen Kälte wird sie zur Wohltat.

Nach den Kettenträgern erscheinen am Tor die Kettenlosen, die sogenannten Ansiedler, dann kommen Frauen und Kinder, und den Schluß bilden die Kranken, deren es immer ziemlich viele gibt. Der ganze Zug wird gezählt, indem er zu Vieren das Tor passiert. Schwerkranke werden von Kameraden zu den Schlitten getragen. Auch Kinder und, wenn es Platz gibt, deren Mütter werden auf Schlitten verteilt. Der Zug wird geordnet, von der Wache umgeben — und es geht weiter bis zur ganzen Etappe, die viel geräumiger ist und wo sich das Leben angenehmer gestaltet, wenn man überhaupt von Annehmlichkeit sprechen kann. Die Wache hat ihren ständigen Sitz auf der ganzen Etappe. Sie übernimmt den Zug auf der Halbetappe, führt ihn dann über die ganze bis zur weiteren Halbetappe, übergibt ihn dort einer anderen Wache und so fort durch ganz Sibirien. Daß es keine Elitesoldaten sind, braucht kaum betont zu werden. Offiziell werden sie auch Invalidenkommandos genannt. Die Grobheit, mit der sie die Verbannten behandeln, hat ihnen zu dem Spitznamen *Bourbonen* verholfen.

Auf dem Weg bewegt sich der Zug ziemlich rasch vorwärts. Von weitem gleicht er einer den Windungen des Weges entlangschleichenden schmutzig grauen, wegen der farbigen Zeichen an den Arrestantenmänteln bunt gesprenkelten Riesenschlange, deren Rachen wegen Kettengeklirrs beständig zischt und deren Schweif wegen Pferdegestampfe und Schlittengepolter klappert. Die zu beiden Seiten des Zuges schreitenden Soldaten mit ihren blanken Gewehrläufen und aufgepflanzten Bajonetten geben ihr den Anschein, als hätten sie stählerne Ringe um den Leib.

Wie fast jeder polnische Jüngling, sobald er, zumeist im geheimen, die Bekanntschaft mit seinen nationalen Dichtern und der Geschichte seines Landes gemacht hat, träumte auch ich auf der Gymnasialbank von Sibirien. Nur war bei mir dieser Traum immer mit demjenigen einer Flucht aufs engste verknüpft. Sobald ich an meinem Bestimmungsort angelangt war und als Ansiedler freigelassen wurde, begann ich auch die Vorbereitungen dazu. Um Geld, wofür man in Sibirien glücklicherweise so ziemlich alles bekommen kann, wußte ich mir einen Reisepaß zu verschaffen, der unter meinem Namen auf ganz Sibirien lautete. Der Schreiber, der ihn mir ausstellte, vergaß nämlich den kleinen Bezirk einzutragen, auf welchen meine Bewegungsfreiheit von Rechts wegen hätte beschränkt werden müssen.

Der Anfang des Jahres 1863 und des polnischen Aufstandes traf mich auf dem Rückwege nach der westlichen Grenze Sibiriens, und ich war entschlossen, sie auch zu überschreiten. Zum Gefährten hatte ich einen jungen Russen, der mit mir zum Aufstand gehen wollte. Er war Sohn eines sibirischen Kaufmanns und gewesener Student der Universität Kasan, von welcher er wegen politischer Unzuverlässigkeit polizeilich relegiert worden war.

Diese erste Flucht hatte ich recht dumm angestellt. Wir reisten zwar auf Seitenwegen, aber mit der sogenannten freien Post, eine leicht auffindbare Spur hinter uns lassend. Wir gelangten sogar über den Ural und die Baschkirensteppe bis nahe an Kasan, an den Fluß Kama, und warteten, nichts Böses ahnend, auf ein Dampfschiff, das in ungefähr zwölf Stunden ankommen und uns nach Nizni-Novgorod, also sozusagen ins Herz des europäischen Rußland, bringen sollte. Da erschien aber ein uns beiden wohlbekannter Polizeibeamter aus Jalutorowsk, der Vaterstadt meines Gefährten, von dessen Vater ausgesandt, um ihn an der Weiterreise zu hindern. Er war uns ganz einfach mit der gleichen Post nachgefolgt, mit der wir gereist waren. Meinem Gefährten konnte man natürlich nichts anhaben, er war ein freier Mann, hatte seinen Reisepaß und konnte sich aufhalten, wo er wollte. Mit mir war es anders. Mein Reisepaß, der auf einen deutschen Namen lautete, war zwar echt, aber unbrauchbar, weil der Polizeibeamte mich persönlich kannte. Nachdem ich die Grenze Sibiriens überschritten hatte, mußte ich als Flüchtling behandelt werden. Auch erschienen bald nach dem verhängnisvollen Polizisten die von

ihm benachrichtigten Beamten des nahegelegenen Bezirksstädtchens Ossa, um mich festzunehmen.

Es war nichts zu machen. Unbemerkt warf ich meinen Reisepaß ins Feuer, um wenigstens der Anklage des Gebrauches einer mir nicht angehörenden Urkunde zu entgehen, die meine mißliche Lage bedenklich verschlimmert hätte. Nur wurmte mich das frohlockende Gebahren unseres Verfolgers, der die vom Vater meines Gefährten für dessen Einholung und Rückbringen ihm versprochene respektable Summe schon in seiner Tasche wähnte. Wohl fiel mir ein untrügliches Mittel ein, ihn darum zu bringen, aber dazu bedurfte ich der Einwilligung meines Freundes. Es gelang mir, mit ihm unbemerkt einige Worte zu wechseln, als die Beamten damit beschäftigt waren, das Protokoll meiner Verhaftung niederzuschreiben. Mit Freuden ging er darauf ein.

Wir erklärten nun beide einhellig, daß wir gewisse wichtige Nachrichten politischer Natur mitzuteilen hätten, diese aber nur dem Gouverneur selbst anvertrauen könnten. Man möge uns unverweilt zu ihm schicken, da wir eigentlich nichts anderes als zu ihm zu reisen im Sinne gehabt hätten. Die Nachrichten beträfen eben das hiesige Gouvernement.

In Rußland genügt dies, um sofort Gehör zu finden, und so wurde der Polizist von Jalutorowsk gezwungen, mit langem Gesicht allein heimzufahren. Der Blick, den er mir zuwarf, war nicht gerade der freundlichste.

Mir war es eigentlich gar nicht darum zu tun, mit dem Gouverneur von Kasan irgendwelche Verhandlungen anzuheben. Ich hoffte ganz einfach, während der einige Tage dauernden Reise entwischen zu können. Man gab uns aber vier Mann zur Bewachung mit, die uns scharf im Auge behielten.

Der Gouverneur von Kasan rächte sich für diesen Streich in der Weise, daß er uns einige Wochen im Gefängnis behielt, dann beide in Ketten schlug und uns getrennt auf dem Wege der Etappe nach Jalutorowsk zurücksandte. Mir als des Adels beraubtem Flüchtling gebührten die Ketten von Rechts wegen. Meinem Freund, der nicht adlig sondern nur Kaufmannssohn war, wurden sie zur Strafe für das Foppen der Obrigkeit angelegt, vielleicht auch deswegen, weil man vermutete, er wolle mit mir zum polnischen Aufstand gehen.

Mein Gefährte wurde eine Woche vor mir mit einem Verbrecherzug abgeschickt. Im ersten Spital aber meldete er sich krank und wartete, bis ich nachkam. Mit meinem Zuge machten bereits die ersten Polen aus dem Aufstande die Reise nach Sibirien. Die zwei Monate, welche der Marsch nach Jalutorowsk in Anspruch nahm, verliefen ziemlich angenehm in ihrer Gesellschaft.

Ich werde nie den ersten Abend vergessen, an dem ich auf der Pritsche der Etappenkammer saß und nachsann, wie ich es anstellen sollte, um die vom Regen triefenden Beinkleider trotz der Ketten, die beide Füße verbanden, auszuziehen. Ich probierte hin, probierte her, fand aber keine Möglichkeit,

mich ihrer zu entledigen, ohne sie aufzuschneiden. Neben mir saß ein Arrestant, der auch Ketten trug, und schaute mir eine Weile ironisch lächelnd zu. «Sie sind ein studierter Herr», sagte er endlich spöttelnd. «Ja ja, gelehrt scheinen Sie zu sein, aber die einfachste Sache der Welt, wie man Beinkleider unversehrt über die Ketten auszieht, wissen Sie doch nicht. Schauen Sie, so macht man's.» Er zog zuerst das eine Hosenbein unter dem Knöchelring der Kette durch, aber statt es weiter herunterzuziehen, schlang er es um den Fuß und zog es nun auf der inneren Seite des Ringes hinauf. Dieselbe Prozedur wiederholte er auf der anderen Seite, und die Hose war frei. Nichts leichter als das, wenn man es weiß — ein wahres Kolumbusei. «Nun ziehen Sie noch die Ketten aus. Ohne dieselben schläft sich's besser», sagte er dann zu mir. Ich schaute ihn verblüfft an, denn dies schien mir wahrlich unmöglich. Die Ringe umklammerten die Knöchel so eng, daß an ein Wegziehen derselben über die Fersen gar nicht zu denken war. Die Versuche, die ich anstellte, blieben fruchtlos. Der Verbrecher schaute mir immer ironisch lächelnd zu.

«Ei ei ei», rief er nach einer Weile mit einem Anklang von Geringschätzung in der Stimme. «Ihr wollt andere von Ketten befreien und wißt nicht, was mit den eigenen anzufangen. Schöne Politiker das.» — Ich weiß nicht, ob er die Weisheit seiner Worte richtig verstand, aber sie waren seitdem oft Gegenstand meines Nachdenkens.

«Nun», fuhr er fort, «auch in diesem Stücke werde ich Ihnen helfen. Die Ketten hat ein Mensch geschmiedet — ein Mensch kann sie auch sprengen. Sagen Sie, hat man Sie kalt oder warm gekettet?» Ich verstand natürlich die Frage nicht. «Hat man», fuhr er erklärend fort, «kalte oder glühende Stöpsel in die Löcher der Ringe hineingetrieben?» «Kalte», war meine Antwort. «In diesem Fall ist dem bald abgeholfen.» Er holte unter der Pritsche zwei Steine hervor, als ob er gewußt hätte, daß sie dort verborgen liegen müßten, umwickelte dann den einen der Ringe mit meinem Mantel, auf daß es kein starkes Gepolter gäbe, stellte ihn auf den einen Stein, gab mit dem anderen einen starken Schlag darauf, einen einzigen nur, und der Stöpsel sprang entzwei. Ebenso machte er es mit dem anderen Ring. Ich schaute dem Mann mit Verwunderung zu. «Die Sache ist ganz einfach», sagte er, «kalt eingetriebene Stöpsel werden fast immer spröde. Es genügt ein richtig gezielter Schlag, um sie zu sprengen.» «Und die warmen?» fragte ich. «Mit den warmen, den sogenannten Petersburgern, ist es schon eine schwierigere Sache. Um sie zu sprengen, braucht man dies.» Bei diesen Worten zog er aus irgend einer Falte seiner Arrestantenkleidung eine feine Stahlfedersäge und überreichte sie mir. «Behalten sie die Säge», sagte er, «Sie werden sie vielleicht später gut gebrauchen können. Sie kostet zwei Rubel.» Ich gab ihm drei. Dafür erhielt ich von ihm noch gratis Ketten, die so zugerichtet waren, daß man sie leicht an- und abziehen konnte. Die gesprengten konnte ich ja nicht mehr gebrauchen und hätte ihretwegen arge Unannehmlichkeiten bekommen.

[Krupski wurde nun zu zwanzig Knutenstreichen und sechs Jahren Zwangsarbeit verurteilt, doch gelang es ihm im September 1864, von neuem zu fliehen, zusammen mit drei anderen Polen, von denen jedoch nur einer bei ihm blieb. Nach vierwöchigem Marsch auf möglichst unbegangenen Wegen erreichten die beiden Flüchtlinge Jalutorowsk, wo Krupski seinen russischen Freund wieder traf. Dann ging die Reise weiter in südwestlicher Richtung nach dem am Oberlauf des Tobol gelegenen Kurgan. Da man hier nach ihnen suchte, wandten sich die Verfolgten wieder nach Osten und drangen entlang der Kirgisensteppe tief nach Sibirien vor, von wo sie nach Beschreibung eines riesigen Kreises über Krasnojarsk und Janisejsk wieder in westlichere Gebiete gelangten.]

### *Flucht*

Ich bin nun beim dritten Abschnitt meiner Odyssee angelangt, der mir die größten Prüfungen, die schrecklichsten moralischen und physischen Leiden, am Ende aber doch Erlösung bringen sollte.

Wir waren schon auf der Rückkehr aus dem fernen Osten begriffen und befanden uns im Süden Sibiriens, im Gouvernement Tomsk. Es sollte nun nach Nordwesten gehn, nach Tara, einem Städtchen, welches etwa 500 Werst östlich von Tobolsk gelegen ist. Ich besaß dort einen russischen Freund, auch einen politischen Verbannten, der wegen des Verdachts, mit mir fliehen zu wollen, von Jalutorowsk dorthin versetzt worden war. Wir brauchten Pässe, mit denen wir uns in Rußland zeigen durften, und er konnte und wollte dabei vermitteln.

Bisher widerstand meine eiserne Gesundheit allen Unbilden, die eine solche Reise mit sich bringt. Nun aber las ich in den Sümpfen des Südens das Malariafieber auf. Nach wenigen Wochen befel mich im Gefolge dieser Krankheit, die dort einen perniziösen Charakter aufweist, eine vollständige Lähmung aller vier Extremitäten. Pflege war nicht möglich; die Reise mußte fortgesetzt werden. Wir waren gezwungen, die Nachtlager im Freien zu nehmen, weil die sibirischen Bauern einem kranken Reisenden nur mit größtem Widerwillen eine Unterkunft in ihrem Hause gewähren. Sie fürchteten eine obrigkeitliche Untersuchung im Falle des Todes. Glücklicherweise war es schon später Frühling, Anfang Juni 1865.

Mein Gefährte sorgte für mich mit einer Hingebung, für deren Bezeichnung ich keine Worte zu finden vermag. Ich war ja wie ein Stück Holz, lag da, wie man mich gelegt hatte und konnte mich nicht bewegen. Er mußte mich bei der Ankunft im Nachtlager aus dem Wägelchen heben und ans Feuer legen, bei der Abfahrt wieder auf das Gefährt betten, mußte mich füttern wie ein kleines Kind und mich an- und auskleiden. Auf diese Weise, Menschen möglichst meidend, passierten wir Omsk, überschwammen den Irtisch und lenkten auf einen Seitenweg ein, der durch unwirtliche und wenig bewohnte Steppen nach Tara führte. Bisher behielt ich noch immer meinen klaren Verstand und dirigierte als der Gegend von früher her kundig die Fahrt. Der mit jedem

Tag zunehmende Zerfall meiner Kräfte erregte aber auch in mir Besorgnis. Ich glaubte mich selbst meinem Ende nahe.

Eines Abends erreichten wir eine sehr gute, von Menschenwohnungen weit abgelegene Feldhütte, worin wir einen ganzen Tag auszuruhen gedachten. Ich war vollkommen erschöpft. Darum rief ich meinen Gefährten an mein Schmerzenslager und erteilte ihm Weisungen, wie er sich zu verhalten habe, falls ich sterben sollte. Ich machte mein Testament und erinnere mich nur noch, daß ich ihn flehentlichst beschwor, meine Leiche im nahen Teich zu versenken und ja nicht an irgend ein Begräbnis zu denken, wozu ihn vielleicht seine fromme Gesinnung verleiten möchte. «Mir wirst du dadurch blutwenig nützen», sagte ich ihm, «dir aber sicher Untersuchung und Verlust der Freiheit anrichten.»

Nach zwei Tagen Rast verließen wir die Hütte und kamen etwa eine Woche später in die Nähe von Tara. Ich erholte mich langsam. Die Lähmung der oberen Extremitäten ließ ein wenig nach, die der Beine dauerte noch fort. Wir hatten prächtiges Wetter und befanden uns an der Schwelle des kurzen, aber gewöhnlich überaus schönen sibirischen Sommers. Ringsherum in der Natur war lauter Jubel. Alles lachte, blühte, sang und zwitscherte. Die sibirische Grenze, unser ersehntes Ziel, lag höchstens noch zwanzig Tagreisen entfernt, und wir hatten begründete Hoffnung, sie dieses Mal ohne Schwierigkeit passieren zu können. Und doch vermißte ich bei mir die fröhliche Stimmung, der sich mein Gefährte vollends hingab. War es Krankheit oder Vorahnung? Ich könnte es auch heute nicht sagen.

Mein russischer Freund, den mein Gefährte aus Tara holte, besuchte mich auf der Steppe und drang in mich, ich solle doch das Lager näher an die Stadt verlegen. Es sei nicht die mindeste Gefahr vorhanden. Unsere Flucht sei längst vergessen und klassiert. Die Besorgung der Reisepässe werde wenigstens eine Woche in Anspruch nehmen. Wozu sollten wir uns da auf der Steppe von Mücken zerfressen lassen, die die größte Pein des sibirischen Sommers für Menschen und Vieh bilden, und deren man sich auch durch beständigen Rauch nur unvollkommen erwehren kann? Mein Gefährte war derselben Meinung. Nur widerwillig gab ich nach und war darob sehr verstimmt.

Kaum hatten wir uns in dem neuen, sehr sicher scheinenden Lager, das etwa zwei Kilometer vom Städtchen im Gebüsch am Ufer eines Fließchens lag, eingerichtet, als in Abwesenheit meines Gefährten, der Einkäufe halber in Tara weilte, ein Zigeunermädchen erschien und mich in zudringlicher Weise um Almosen anging. Sie wollte mir die Zukunft prophezeien, sagte sie. Ich wies sie barsch ab.

Einige Stunden später, als mein Gefährte mit der Zubereitung des Mittagessens beschäftigt war, umringten uns Häscher, vom Zigeunermädchen geführt. Sie sei von ihrem nicht fernen Lager aus Holz sammeln gegangen und hätte uns belauscht, wie wir vom Anzünden des ganzen Städtchens sprachen. Dies war ihre Rache für meine unfreundliche Antwort.

Wir wurden auf das Polizeiamt geführt, um uns auszuweisen. Unsere Pässe konnten uns da nicht helfen. Im Gegenteil, sie konnten die Sache nur verschlimmern, denn man hätte sie jedenfalls verifiziert und als falsch befunden. Sie unbemerkt ins Feuer, bei dem ich lag, hineinzuschieben, war mir ein leichtes. Ich tat es, während man unser Wägelchen instand setzte, um mich darin fortzuführen.

Unterwegs wies ich meinen Gefährten an, vorderhand auf alle Fragen mit «Ich weiß nicht» zu antworten. Er verstand, was das heißen sollte. Aus den Bergwerken entsprungene, nicht gebrandmarkte Sträflinge bedienen sich dieses Schliches mit Vorteil, wenn sie eingefangen werden. Sie wissen weder ihren Namen, noch wo sie geboren sind und woher sie kommen. Sie hätten immer im Wald gewohnt — kurz, sie wissen nichts. Man reiht sie in die eigens dazu bestimmte, sehr zahlreiche Kategorie der «Johann ich weiß nicht» ein, pelzt ihnen nach ergangenem Urteil, das wenigstens ein Jahr auf sich warten läßt, zwanzig Knutenstreiche auf, brandmarkt sie am rechten Vorderarm mit einem B, dem Anfangsbuchstaben des Wortes «Brodjaga», Vagabund, und verschickt sie höchstens auf drei bis vier Jahre in eine entlegene Staatsfabrik, wo sie ohne Bezahlung arbeiten müssen. Nach Verbüßung der Strafe werden sie irgend einem Dorf als Ansiedler zugeteilt und freigelassen. Daß dies weit vorteilhafter ist als achtzig Knutenstreiche, Brandmarkung im Gesicht und lebenslängliche Bergwerkarbeit, wozu sie verurteilt würden, wenn sie ihre Flucht geständen, liegt auf der Hand. Die Obrigkeit weiß dies alles, aber sie kann nichts dagegen unternehmen. Wie will man einem solchen «Johann weiß nicht» beweisen, daß er in den Bergwerken war? Es wäre ein ähnliches Unterfangen, wie eine Stecknadel im Heuschober ausfindig machen zu wollen.

So wurden wir denn, nachdem man an unseren Körpern keine Zeichen gefunden hatte, die eine vorhergehende Bestrafung hätten beweisen können, ins Bezirksgefängnis abgeführt, ich unter dem Namen «Johann weiß nicht I», mein Gefährte unter dem des «Johann weiß nicht II».

Diesen Ausweg wählte ich nur, um Zeit zu gewinnen. Der langen Haft sowie der Knutenstrafe und der Brandmarkung konnte ich weder mich noch meinen Gefährten aussetzen. In meinem Kopf reifte bereits ein verwegener Plan, eine Art *va banque*, der uns im Falle des Gelingens vollends auf die Beine helfen sollte.

Vor den Toren des Bezirksgefängnisses erwarteten uns einige Soldaten der Wache, die man von unserer Ankunft benachrichtigt hatte. Einer von ihnen schob mich vom Wägelchen auf den Boden hinunter, und als er sah, daß ich nicht gehen konnte, nahm er mich bei den Händen und schleppte mich zum Tor hinein. Auf dem Hof stand eine Gruppe Arrestanten, die sich bei diesem Anblicke alle dem Soldaten in den Weg stellten.

«Halt ein, Bourbon, der du bist», rief ein gebrandmarkter Verbrecher aus,

«das ist ja ein Mensch und kein Aas, wie du. Siehst du nicht, daß er krank ist?» — Und den Soldaten, der es wortlos geschehen ließ, wegschiebend, nahm er mich wie ein Kind auf die Arme und fragte: «Wohin soll ich ihn tragen?» — «Nach der Einzelhaft-Abteilung», erhielt er zur Antwort. Die Humanität verbirgt sich in Rußland oft dort, wo man sie am wenigsten vermutet.

Tags darauf verbrachte man mich ins Gefängnissspital, wo ich nach etwa zwei Wochen einigermaßen gesund wurde. Es gab dort auch kranke Polen, die von im Städtchen wohnenden Bekannten besucht wurden. Ich erteilte diesen den Auftrag, mir Namen von zwei Aufständischen ausfindig zu machen, die im Kampfe gefallen waren, aber unbedingt vollkommene Waisen gewesen sein mußten. Mein Auftrag wurde sehr gut ausgeführt.

Nun ersuchte ich um Entlassung aus dem Spital, wo ich noch erfuhr, daß der Vizegouverneur von Tobolsk zur Revision des Bezirkes in kurzem erwartet werde. Dies war nun rechtes Wasser auf meine Mühle. Ich habe schon erwähnt, daß die früheren Gouvernementsbeamten in Tobolsk wegen der Affäre mit Michailow samt und sonders entlassen wurden. Der neue Gouverneur war ein Pole, der früher ein hohes Amt in Ostsibirien bekleidet hatte. Er nahm die Stelle unter der Bedingung an, daß man ihn schalten und walten ließe, wie er es für richtig halte. Er verbürgte sich für die Ruhe der in seinem Gouvernement (es war an Ausdehnung größer als Frankreich und Spanien zusammen genommen) wohnenden Polen, deren es eine große Zahl gab. Es wurden ja in den Jahren 1863—1865 Hunderttausende nach Sibirien verschickt. Er hielt auch Wort, aber nicht durch den Gebrauch von Strenge, sondern durch den relativer Milde. Seine Unterbeamten wählte er selbst. Und so geschah es, daß sein Vizegouverneur zwar ein Russe, aber ein humaner Mann war. Dies alles war mir wohlbekannt.

«Bruder, willst du in einigen Wochen Litauen wiedersehen?», sagte ich am Abend meiner Entlassung aus dem Spital zu meinem Gefährten. «O Gott, Litauen, . . . ich gäbe zehn Jahre meines Lebens dafür. Aber bitte, Stach, treibe keinen Scherz», lautete seine Antwort. «Es ist wahrhaftig kein Scherz. Schau, hier sind zwei Namen von in Litauen Gefallenen. Sie waren Waisen. Von den Ihrigen lebt niemand mehr. Wir nehmen diese Namen an und sagen: Nach Unterdrückung des Aufstandes wollten wir uns ins Ausland flüchten, in die Türkei zum Beispiel. Dies sei jedoch nicht gelungen wegen der strengen Bewachung der Grenze. Wir seien gezwungen gewesen, uns nach Osten zu wenden. Wir wären gereist und gereist, bis wir endlich nach Sibirien gekommen seien. Wir wären noch vor keinem Gericht gewesen . . . »

Die Augen meines Gefährten leuchteten auf. Er unterbrach mich und führte meinen Gedanken selber zu Ende: « . . . Und man muß uns nach Litauen senden, damit wir dort als Insurgenten vor Gericht gestellt werden. So verlangt es das Gesetz. Man kann uns als schlichte Insurgenten höchstens nach

Sibirien verbannen, ohne uns auch nur unserer adligen Rechte zu berauben. Und wir werden wieder politische Gefangene. — Wird man uns aber glauben?» — «Laß mich nur machen, du wirst sehen, es gelingt . . . » «Ja, aber dann wird man uns von hier nach Tobolsk senden», hub er wieder an. «Der Gouverneur bekommt dich zu sehn, er kennt dich ja persönlich . . . » «Er hat mich nur ein einziges Mal im Gefängnis von Jalutorowsk gesehn, als er sein neues Gouvernement bereiste.» «Du weißt ja, er ist dir wegen deiner Fluchtversuche und der Verleitung anderer dazu nicht wohlgesinnt. Er hat es dir ja damals unwirsch genug gesagt.» «Ja, und noch dazu in Gegenwart der vielen Beamten, die ihn begleiteten», fügte ich hinzu. «Aber die Krankheit hat mich sehr verändert. Und jetzt werde ich noch obendrein meinen Vollbart zu einem Spitzbart stutzen lassen. Er wird mich nicht wieder erkennen.»

«Gott gebe es. Wenn ich Einwürfe mache, geschieht es nur, weil ich um dich besorgt bin. Mich würde man höchstwahrscheinlich wieder dorthin senden, wohin ich gehen sollte, wie man es mit den beiden anderen gemacht hat, die mit uns flohen und nach drei Tagen zurückgekehrt sind. Aber du, Bruder, wärest verloren.» — «Das weiß ich», beendete ich das Gespräch und begab mich ins Spital, um schon vorbereitete Briefe durch Vermittlung von Polen nach Kurgan und Jalutorowsk abzuschicken.

In Verlauf dieser Erzählung wird man sich mehrmals gefragt haben, was das für Gefängnisse sein müssen, wo so manche mit dem hiesigen Begriff eines Gefängnisses wenig in Einklang stehende Vorkommnisse sich ereignen können. Deshalb seien einige Bemerkungen über die Zustände in russischen Gefängnissen eingeschoben. Jedes Bezirksgefängnis in Rußland ist lediglich ein Untersuchungsgefängnis, in welchem Inhaftierte nur bis zum Ende ihres Prozesses gehalten werden. Die kürzeste Dauer einer Untersuchungshaft ist dort gewöhnlich ein Jahr. Schneller wird kein Prozeß, auch nicht der einfachste, beendet. Länger als ein Jahr dauern hingegen sehr viele. Würde man die volle Strenge der Vorschriften für solche Gefängnisse walten lassen, so würde kaum die Hälfte das Ende ihres Prozesses erleben. Wohl darum gestalten sich dort Verhältnisse, die man hier für unmöglich halten dürfte. Freilich gibt es auch noch andere Ursachen für diese Erscheinung, die spezifisch russisch und für einen Europäer wenig begreiflich sind.

Gewöhnlich bewegen sich die Inhaftierten in so einem Gefängnis tagsüber frei innerhalb der Ringmauer. Nur für die Nacht werden sie in größere Kammern eingesperrt. Sie bilden, wie ich schon zu erwähnen Gelegenheit hatte, eine Gemeinde, die ihre Oberen, Bäcker, Köche, Reiniger und Badeanstaltsbesorger frei wählt. Proviant besorgt auf Staatskosten der Gefängnisaufseher und leitet ihn weiter, natürlich unter Abzug eines Löwenanteils für sich und seine Familie. Dies ist so sehr Sitte geworden, daß sich darüber niemand mehr wundert.

Bei der Verteilung der Nahrungsmittel kommt niemand zu kurz, denn es

wird strenge Gerechtigkeit geübt. Die Kost ist höchst primitiv und ohne Abwechslung, aber in der Gefängnisküche kann man wie in einem Volksrestaurant so ziemlich alles bekommen. Auch kommen täglich Verkäufer mit Milch, Weißbrot und Eiern zum Gefängnistor, und man kann sich diese Lebensmittel durch Vermittlung von Schließern verschaffen. In den Höfen und Korridoren des Gefängnisses wird keine Wache aufgestellt. Das Wachtzimmer befindet sich im Eingangstor, und die Posten stehen außerhalb der Ringmauer. Alle vierundzwanzig Stunden werden die Soldaten, welche die äußere Wache zu besorgen haben, abgelöst. Die innere Aufsicht liegt den Schließern ob, die zugleich für die Arrestanten eine Art Versorgungsquelle sind. Ihr Lohn ist sehr gering, desto größer aber die Einkünfte, die sie von ihren Pflegebefohlenen beziehn. Branntwein, Karten, Tabak und dergleichen mehr sind natürlich strengstens verboten. In jedem russischen Gefängnis jedoch wird getrunken, gespielt, geraucht, daß es eine Freude ist. Zumeist sind es die Schließer, die diese verbotenen Waren in das Gefängnis hineinschmuggeln. Und da sie es auch sind, die jeden neu eintretenden Arrestanten zu untersuchen haben, so begreift man leicht, weshalb sie ihm das Geld, das er mit sich führt, nicht wegnehmen. Es ist für sie vorteilhafter, wenn es in seiner Tasche bleibt und nicht im Deposit des Gefängnisaufsehers verschwindet. Ein sehr großer Teil davon geht ja dann ohnehin in ihre Taschen über. Verwandte, Hehler, Mitschuldige, die noch frei sind, sorgen auch dafür, daß der mit ihnen in dieser oder jener Beziehung stehende Inhaftierte wieder mit Geld versorgt wird, wenn er das seine ausgegeben hat. Zumeist helfen dabei wieder die Schließer.

Allein nicht nur sie schmuggeln verbotene Dinge ins Gefängnis. Wenige Gefängnisse in Rußland besitzen eigene Brunnen. Das nötige Wasser wird täglich von außen in Fässern zugeführt. Daß es darin auch Raum für einige Flaschen Branntwein und dergleichen gibt, ist nicht verwunderlich. Ich erinnere mich an ein Gefängnis, in dem eine Anzahl Soldaten stets anstatt mit geladenen mit branntweingefüllten Gewehrläufen zur Wache antraten. In einem andern wurde eine regelrechte Banknotenfabrik eingerichtet. Das Fabrikat wurde vom Gefängnisaufseher um 10% des angeblichen Wertes angekauft und um 40% an einen Kaufmann abgesetzt, der es dann um 100% an die Kirgisen für Vieh und Pferde umtauschte. Als die Sache irgendwie an den Tag kam, wurde ein Prozeß eingeleitet, und Lieferanten und Abnehmer traf ich auf meiner zweiten Reise in demselben Gefängnis.

Ich kehre zu meiner Erzählung zurück. In Tara ging es uns nach Wunsch. Etwa eine Woche nach dem Gespräch mit meinem Gefährten wurden wir als politische Gefangene adliger Herkunft per Extrapost unter guter Bewachung nach Tobolsk geschickt, wo wir schon am zweiten Tage spät nachmittags anlangten. Man führte uns direkt ins Gouvernementsgebäude, und ich sollte zuerst vom Gouverneur selber vorgenommen werden. Ich traf ihn in seinem

Arbeitsaal, vor dem Bericht des Vizegouverneurs sitzend. Als sich die Türe hinter ihm schloß, wandte er mir sein schönes männliches Gesicht zu, und ich glaubte zu bemerken, daß ein Zucken des Erstaunens dessen regelmäßige Züge bewegte. Nur einen Augenblick dauerte es. Es ist aber auch ganz gut möglich, daß ich mich getäuscht hatte. Eine Zeitlang betrachtete er mich mit forschendem Blick, den ich mutig auszuhalten bestrebt war. Ich weiß nicht, ob er das nervöse Zittern meiner Glieder, das ich mit größter Anstrengung zu unterdrücken versuchte, bemerkte.

«Woher seid ihr entflohen, ihr nichtsnutzigen Windbeutel, ihr, sag! Aus Aczynsk, nicht wahr», herrschte er mich in polnischer Sprache an. Ich hätte vor innerer Freude laut aufjauchzen mögen. Die Sache ließ sich vorzüglich an. Er hatte mich nicht wiedererkannt. «Wir sind, Euere Exzellenz, nie in Aczynsk gewesen, und ich weiß gar nicht, wo es liegt», antwortete ich vollkommen beruhigt. «Kaum vor zwei Wochen sind wir in Sibirien aus Rußland angelangt. Unseren Weg habe ich ja angegeben. Wir waren überhaupt noch nie vor Gericht.» — «Vielleicht könnte auch ich daran glauben, wenn mir dies noch jemand anderer bestätigen würde», sprach er, seine herrische Stimme mäßigend. «Mein Gefährte wird dies bestätigen, Exzellenz», gab ich schnell zur Antwort. Er lachte hell auf. «Ja, ja — und du die Aussagen deines Gefährten —, daran zweifle ich nicht. Aber man würde mich in Wilno schön auslachen, mein Lieber, wenn ich euch lediglich auf eure Aussagen hin dorthin abführen ließe.» Ich gab mir den Anschein, als ob ich tief nachsänne. Dann fuhr ich auf. «Bevor ich zum Aufstand ging, stand ich im Dienst als Försterlehrling beim Grafen X. Wenn er meine Photographie zu Gesicht bekäme, er würde mich gewiß erkennen.» «Und wo befindet sich der Graf?» Er wußte es ebensogut wie ich, daß er nach Kurgan verbannt war. «Ich meine in seinen Besitzungen in Litauen, falls er nicht irgendwohin verschickt wurde», antwortete ich. — Eine Weile lang betrachtete er mich unverwandt. Ich machte mein unschuldigstes Gesicht. — «Nun», sagte er endlich, «wir werden sehn. Geh jetzt. Man wird dir nebenan Papier geben, um deine Geständnisse niederzuschreiben. Trachte aber alles der Wahrheit gemäß zu erzählen. Hast du mich verstanden?» Ich verbeugte mich tief und ging.

Mein Gefährte gab ebenso wie ich einen Edelmann an, bei dem er Hauslehrer gewesen sein wollte. Derselbe wohnte in Jalutorowsk. — Wir wurden ins Gefängnis abgeführt, um in einer besonderen Kammer eingesperrt zu werden. Leider war nur eine frei, und sie lag im Kettenhof.

Meine dritte Haft in Tobolsk dauerte nur etwa zwei Wochen — das ist die Zeit, die es bedurfte, um Erkundigungen in Kurgan und Jalutorowsk einzuziehen. Wir wurden natürlich photographiert, und dafür, daß unsere Photographien erkannt würden, wurde schon von Tara aus gesorgt.

Es war mir lieb, daß wir immer eingesperrt blieben. Es hätte mich oder meinen Gefährten jemand erkennen können, wenn wir uns wie die anderen

Arrestanten frei in den Höfen bewegt hätten. Aber trotz der Einsperrung wäre ich beinahe entdeckt worden.

Unsere Kammer hatte, wie andere auch, eine kleine Öffnung in der Türe, um der Nachtwache das Hereinschauen zu ermöglichen. Am vierten oder fünften Tage nach unserer Ankunft hörte ich durch diese Öffnung leise meinen wahren Namen aussprechen. Es rief mich jemand. Ich rührte mich nicht auf der Pritsche. Man rief lauter; mein Gefährte begab sich zur Türe. «Ist dein Kollege nicht derjenige, der vor zehn Monaten aus diesem Gefängnis entkam? Ich habe ihn in Jalutorowsk gekannt.» — Unterdessen war auch ich zur Türe getreten, aber so, daß mich der Außenstehende nicht sehen konnte. Mit veränderter Stimme und im schlechtesten Russisch erklärte ich, daß er sich gewaltig irre. «Mag sein, aber du siehst ihm verteufelt ähnlich», sagte er und ging. Ich mußte von nun an sehr auf der Hut sein. Der Arrestant kam so oft er konnte an die Türöffnung und spähte nach mir. Er brachte auch andere mit, um mich ihnen zu zeigen. Zum Glück erkannte mich keiner von den letzteren. Ich glaube noch heute, daß er mich verraten hätte, wenn er seiner Sache sicher gewesen wäre. Er hatte ein teuflisch boshafes Gesicht. Gott verzeihe ihm die Pein, die er mir verursachte. Es war die größte, die ich je ausgestanden habe.

Eines Morgens führte man uns endlich hinaus. Vier Gendarmen und zwei Fuhrwerke standen im Haupthof bereit. Ein Schwarm von Arrestanten umgab sie, und unter ihnen, in erster Reihe, mein Peiniger. Ich tat, als bemerkte ich ihn nicht. Wir stiegen ein. Die Reise, so erklärte man uns, gehe nach Wilno.

Als sich das Gittertor des Haupteinganges hinter uns schloß, schwur ich in meinem Innersten, daß dieses Gefängnis mich niemals mehr sehen sollte. Ich habe auch den Schwur gehalten, wiewohl ich gezwungen wurde, mich ihm noch einmal gefährlich zu nähern. — Die unfreie Rückfahrt nach dem Vaterlande war nicht so halbsbrecherisch wie die Ausfahrt aus demselben. Wir reisten zuerst per Post, dann zu Schiff, endlich per Bahn und kamen bald in Wilno an.

### *Freiheit*

Eine Flucht wäre wohl möglich gewesen, aber erstens waren wir vollständig von Geld entblößt, zweitens besaßen wir außer der Arrestantenkleidung kein anderes Gewand, und drittens — was wohl den Ausschlag gab — waren die Gendarmen so gute Leute, daß wir ihnen Degradation und Kerkerstrafe, die ihrer im Falle unserer Flucht harhten, ersparen wollten.

Aus Wilno war Murawiew gerade fort. General Kaufmann ersetzte ihn. Anfänglich schien alles nach Wunsch zu verlaufen. Man schickte uns in ein Gefängnis, worin ganz unbedeutende politische Gefangene gehalten wurden. Aber nach wenigen Tagen schon änderte sich die Sachlage. Unter einer unge-

wöhnlich starken Eskorte führte man uns in jenes Gefängnis ab, wo die Häupter des Aufstandes gerichtet worden waren. Früher war es ein Kloster gewesen, aus dem man vor drei Jahren ganz einfach die Nonnen vertrieben hatte, um es in ein Gefängnis umzuwandeln. Die Umwandlung war in der Eile ziemlich mangelhaft ausgeführt worden. Darum war dies Gefängnis bei weitem nicht so streng, wie jenes im Pavillon der Warschauer Zitadelle.

Die Untersuchung begann und dauerte volle zehn Monate bis in den Mai 1866. Daß man in Wilno Anstände machen werde, unseren Aussagen Glauben zu schenken, sah ich voraus. Aber ich wußte auch, daß man uns nichts anderes beweisen können. Darum war es für uns beide ein leichtes, Stand zu halten, obwohl mit der Untersuchung Männer betraut wurden, vor denen ganz Litauen zitterte. Sie waren es, die in Wilno allein 27 unserer besten Leute an den Galgen gebracht und Hunderte in die Bergwerke Sibiriens geschickt hatten. Dies war nämlich die berüchtigte zweite, außergewöhnliche Untersuchungskommission für politische Vergehen, an deren Spitze der grimmige Inquisitor, Oberst der Gendarmerie Losiew, Murawiew's rechte Hand genannt, stand.

Gegen alles war ich gefeit: Dunkelkammer, Arrest bei Wasser und Brot, strengste Einzelhaft, was gegen mich und meinen Gefährten mehrmals in Anwendung gebracht wurde. Sogar das plötzliche Aufrütteln aus dem Schläfe und Fragen nach meinem Namen führte sie nicht zum gewünschten Ziele, das heißt zur Entdeckung, wer wir eigentlich seien. Auf eines nur war ich nicht vorbereitet, nämlich daß ein hoher Beamter der polnischen geheimen Regierung an mir Verrat üben könnte. Und gerade dies eine sollte geschehen.

Wie die Katze mit der Maus spielte Losiew mit uns. Bald drückte er uns mit seiner Tatze nieder, bald ließ er uns los. Endlich gab er sich den Anschein, uns vollends freigegeben zu wollen. Man befreite unsere Kammern vom stinkenden Nachtgeschirr, das bis jetzt Tag und Nacht dagestanden, man erlaubte uns Spaziergänge im Klostergarten, gab uns Bücher zu lesen, erlaubte uns zu rauchen. Nun, geraucht hatte ich immer trotz des Verbotes, auch war ich immer in Kommunikation mit meinem Gefährten, obgleich wir natürlicherweise getrennt gehalten wurden. Endlich, anfangs des achten Monats dieser Haft, verbrachte man mich in eine geräumige Kammer zu zwei anderen Gefangenen, Edelleuten aus der Umgebung, die ihrer Befreiung harreten, weil sie unschuldig befunden wurden. Dies tat man niemals, bevor man die Untersuchung als abgeschlossen ansah.

Von meinen neuen Gefängnisgefährten erfuhr ich, daß vor kurzem in diesem Gefängnis der Prozeß der Petersburger Agentur der polnischen geheimen Regierung beendet worden war. Die meisten Mitglieder seien zum Tode verurteilt, dann aber zu lebenslänglichen Arbeiten in den Bergwerken begnadigt worden. Alle hätten schon das Gefängnis verlassen, um nach Sibirien fortgeschickt zu werden. Nur einer sei jetzt noch da, wegen Krankheit oder so etwas zurückgehalten . . .

Leider nicht wegen Krankheit war er da . . . Man behielt ihn zurück, weil er es selbst so gewünscht hatte, um mit seinen früheren Kollegen auf der Reise nach Sibirien nicht zusammenkommen zu müssen. Ich erfuhr dies erst viel später, nur zu spät für mich. Er war es nämlich, der nach seiner Verhaftung die ganze Agentur verraten hatte, darunter den Genossen eines Ministers, einige höhere Offiziere und auch seinen eigenen Bruder. Die Belohnung war die, daß er nicht zum Tode, nicht zu Bergwerksarbeit, sondern nur zur gewöhnlichen Verbannung unter Beibehaltung seiner adligen Rechte verurteilt wurde. Er war ein hoher Stabsoffizier gewesen und stammte aus einer sehr guten polnischen Familie, die in Litauen ihre Besitzungen hat. Trotz der viel später erfolgten Begnadigung aller Insurgenten aus dem Jahre 1863 verblieb er in Sibirien. Er schämte sich zurückzukehren. Er starb als Vogt der katholischen Kirche jener sibirischen Stadt, in welcher er wohnte.

Noch etwas anderes erfuhr ich später, nämlich daß er sich in ein Fräulein verliebt hatte, das im Gefängnis eine der seinigen gegenüberliegende Kammer innehatte. Der Roman gedieh bis zur förmlichen Erklärung, da das Fräulein ihn auch gern mochte. Nur die Erlaubnis zur Heirat fehlte noch. Losiew erteilte ihm diese, bat ihn aber zugleich, er möge ihm doch helfen, den Geheimnissen eines Inhaftierten auf die Spur zu kommen, der sich erkühnt hatte, ihn, Losiew, den Aufdecker aller polnischen Geheimnisse, bald zehn Monate lang zu foppen.

Damit war ich gemeint, und der Handel wurde perfekt . . .

Nach Weggang meiner zwei Gefährten führte man mich in die Kammer des Stabsoffiziers, eines vollendeten Salonmenschen. Ich war voll Freude, seine Bekanntschaft zu machen, und würde in ihm alles andere eher als einen Verräter vermutet haben. Während der kurzen gemeinsamen Haft wußte er immer auf Sibirien zurückzukommen. Nichts Böses ahnend ließ ich unvorsichtigerweise Bemerkungen fallen und erzählte Vorgänge, die, verraten, auf meine Spur führen mußten. Nach meinem wahren Namen fragte er nie, aber diesen zu wissen hatte er auch nicht nötig.

Schon nach einer Woche berief man mich vor die Kommission und hielt mir alles mit Ironie und Hohnlachen vor. Die Herren genierten sich gar nicht. Es war ihnen gleichgültig, daß ich sogleich einsehen mußte, wer mich verraten hatte. Ich wurde geständig, um die Haft nicht unnötigerweise zu verlängern. Mein Gefährte, den ich sogleich von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen wußte, tat dasselbe und verlangte, man möge ihm die Zusammenkunft mit Frau und Kindern, die wenige Stunden von Wilno entfernt wohnten, gestatten. Dies wurde ihm auch erlaubt.

Der Ärmste schmachtete zehn Monate lang nach diesem Wiedersehen und enthielt sich desselben nur meinetwegen. Es war dies aber auch ein Charakter, edel und lauter wie Gold! Er wurde zwei Wochen vor mir nach Tobolsk zurück geschickt. Seine Frau sollte ihm freiwillig nachfolgen. Was aus ihm später geworden ist, weiß ich nicht.

Am Vorabend meiner Rücksendung trat ein Mitglied der Kommission in meine Kammer, in die ich nach meinem Geständnis, ohne den Stabsoffizier noch gesehen zu haben, wieder geführt wurde. «Es beliebte Ihnen, Wertester, sich zehn Monate lang über uns lustig zu machen», sagte er höhnisch. «Wir werden jetzt trachten, daß Sie der Knute, die Ihrer harrt, nicht mehr entgehen. — Hier freilich ist sie schon durch die Gnade seiner Majestät, des Zaren, aufgehoben, aber dort behauptet sie noch ihr Recht. Sie reisen dorthin morgen ab, in Ketten.» — «Und ich, mein Herr, ich werde alles daran wagen, um diese Knute meiner Person dort harren zu lassen, so lange es ihr gefällt», lautete meine Antwort. «Man wird Sie schon zu verhindern wissen, ihr zu entschlüpfen.»

Tags darauf wurde ich ins Versandgefängnis gebracht, wo mir Ketten angelegt wurden. Diesmal schlug man glühende Stöpsel hinein. Ein besonders dazu abgeordneter Offizier überwachte die Prozedur. Die Ketten waren so kurz und eng, daß ich kaum gehen konnte. Sie ließen nur ganz kleine Schritte zu. Ein besonderes Schreiben lag meinen Papieren bei. Damit wurden die wachleitenden Offiziere aufgefordert, ihr ganz besonderes Augenmerk auf meine Person zu richten. Jedwede Berührung mit polnischen Verbannten, deren es übrigens jetzt nur noch wenige gab, sollte mir während des Weges strengstens untersagt bleiben. Und in Städten, in welchen der Verbanntenzug, dem ich angereicht war, einen längeren Aufenthalt zu nehmen hatte, sollte ich mit den gewöhnlichen Verbrechern in strengster Haft gehalten werden. — Die Marschroute lautete: von Wilno über Petersburg, Nizni-Nowgorod per Eisenbahn, von Nizni die Wolga herunter und die Kama hinauf nach Perm per Dampfschiff, von Perm bis Tobolsk auf dem gewöhnlichen Transportweg.

Bevor ich Wilno verließ, wurde mir, zugleich mit einer kleinen Geldunterstützung aus Freundeshand, die Kunde, daß die Hochzeit des Stabsoffiziers in zwei Wochen stattfinde, und zwar werde seine Trauung in demselben Sitzungssaal der Kommission vollzogen werden, in welchem seinen Gefährten das Todesurteil vorgelesen wurde. Unvermittelt darauf sollte die Hochzeitsreise beginnen, und zwar nach Sibirien. Das letztere merkte ich mir wohl.

Ich war noch immer im Besitz meiner kleinen Stahlsäge. Trotz öfterer eingehender Untersuchungen hatte man sie im Saum meines Arrestantenmantels nicht entdeckt. Im Moskauer Gefängnis, das das zweitgrößte in Rußland sein dürfte und mit Türmen wie eine mittelalterliche Burg versehen ist, rasierte man mir den halben Kopf, Schnurr- und Kinnbart inbegriffen, was eigentlich schon in Wilno hätte geschehen sollen. — Aber eben im Moskauer Gefängnis erstand ich um 5 Rubel einen Ausweis, der echt war und auf den Namen eines verschollenen russischen Edelmanns lautete. Der Mann hieß Nikolaus, Sohn des Wassili, Ozogin, und war Beamter vierzehnten Ranges außer Dienst. Einen besseren Ausweis hätte ich mir gar nicht wünschen können. Bis nach Perm hinauf, der Hauptstadt des an Sibirien unmittelbar

grenzenden Gouvernements, gab sich mir der Begleitschein der Wilnaer Kommission sehr oft auf eine recht unliebsame Weise zu fühlen, freilich, wie ich dies übrigens vorausgesehen hatte, mit immer mehr erlahmender Wirkung, je weiter ich nach Nordosten gelangte.

Von Perm aus verschickte man die Verbannten jetzt nicht mehr wie ein Jahr vorher noch wöchentlich in größeren Kolonnen, sondern täglich je 40—50 mit Postpferden, von einer großen Etappe zur andern, so daß man täglich etwa 60—70 km zurücklegte und keine Rasttage mehr machte. Das war eine wohltätige Neuerung, die der Gouverneur von Tobolsk vorgeschlagen und auch durchgesetzt hatte. Sie war sowohl für die Regierung ersprießlich, da sie ihr durch die enorme Abkürzung der Reisedauer sehr viele Kosten ersparte, als auch für die Verbannten, indem sie dieselben von der mühseligen Fußreise befreite. Ich langte auf diese Weise in Ekatarinenburg, einer im Ural an der Grenze Europas liegenden Stadt, an, nachdem ich mir zuvor in Perm den ganzen Kopf und das ganze Gesicht rasiert hatte. Nur noch wenige Tagreisen trennten mich von Sibirien. Ich meldete mich krank und wurde dank der Humanität des Arztes ins Spital aufgenommen. Hier bearbeitete ich meine Ketten und wartete auf mein Hochzeitspärrchen, das ankommen mußte. Bis das geschah, verflossen drei Wochen. Mein Haar wuchs gleichmäßig nach.

Wie vor einem Gespenst taumelte der Stabsoffizier vor mir zurück, als ich bei seiner Ankunft in Ekatarinenburg vor ihn trat, mit meinen nunmehr langen und zum Abnehmen zugerichteten Ketten mit Absicht ein höllisches Geklirr verursachend. Man wird mir die Beschreibung der schimpflichen Szene ersparen, die er vor seinen Begleitern, welche durchwegs Polen waren, erdulden mußte. Sie endete damit, daß seine Frau mich flehentlich bat, Mitleid mit ihm zu haben. «Flüchten Sie sich, sobald Sie können», flüsterte sie mir zu, ein Bündel Banknoten mir zustreckend. «Es ist mein Geld, Sie dürfen es annehmen», fügte sie bei, als sie mein Sträuben bemerkte. Eine solche Lösung hatte ich nicht beabsichtigt, aber ich nahm das Geld. Ein großer Teil meiner Rettung lag ja darin. Hatte ich ihr die Heirat erleichtert, warum sollte sie mir die Flucht nicht erleichtern können. Billig war es wenigstens.

Noch am selben Abend setzte ich mich in den Besitz passender Kleider und meldete mich gesund und zur weiteren Reise bereit. Alles war noch nicht getan. Bevor ich die Flucht wagen konnte, mußte wenigstens der ominöse Begleitschein vernichtet werden. Er stand mir noch immer sehr im Wege. Und diesmal wollte ich alle Chancen für mich haben. Ich beabsichtigte sogar etwas noch Radikaleres als die Beseitigung des Begleitscheines, nämlich die vollständige Vernichtung meiner Persönlichkeit. Damit dieser wahrhaft geniale Schlich, der übrigens nicht von mir ersonnen wurde, verständlich wird, muß ich folgendes vorausschicken:

Sobald ein Verbannter nach Sibirien abgeschickt wird, werden die seine

Person betreffenden Papiere direkt per Post nach Tobolsk in das Zentral-Verbannungsamt gesandt. Sie treffen dort monatelang vor seiner Ankunft ein. Der Wache, die die Verbannten begleitet, werden nur Auszüge von jenen Papieren übergeben. Sie enthalten die Personalbeschreibung, den früheren Stand, die Art der Verurteilung sowie ein Verzeichnis der vom Staate gelieferten Kleidung und dergleichen. Dieses Heft trennt sich vom Verbannten nicht. Bleibt er irgendwo im Spital, so behält man es solange, bis er weiterreisen kann. Mit diesem Hefte langt er auch in Tobolsk an. Dort werden die schon vorhandenen Papiere hervorgeholt, und das weitere wird verfügt.

Irgend einer der niederen russischen Wachthabenden fiel nun auf die Idee, einigen in die Bergwerke auf lebenslängliche Dauer verurteilten Polen ihre mißliche Lage zu erleichtern, ja sie zu begnadigen, ohne dabei die Huld des Zaren in Anspruch nehmen zu müssen. Er bot ihnen ganz einfach das sie begleitende Heft zum Kaufe an und instruierte sie, wie sie weiter verfahren sollten. Er machte dabei ein brillantes Geschäft; jedes Heft wurde ihm mit 10—20 Rubel bezahlt. Viele auf einmal konnte er selbstverständlich nicht hergeben, doch 2—3 jede Woche konnte er ganz gut verkaufen, ohne Verdacht zu erregen. Er tat es sicherlich nicht aus Freundschaft für die Polen, sondern nur, weil sie gut bezahlen konnten.

Ich hoffte nun das ganze Heft, wenigstens aber den Begleitschein, auf einer weiter nach Osten gelegenen Etappe, wo ich einen bestechlichen Wachtmeister wußte, zu kaufen.

Doch es kam besser. Am dritten Tage nach meiner Abreise von Ekatarinenburg sollten auf einer Etappe die Kleider der Arrestanten auf ihren Zustand hin geprüft werden. Damit sind natürlich die vom Staate gelieferten Objekte gemeint. Dabei werden die Hefte in die Kammer gebracht, die Arrestanten einzeln aufgerufen, und das Fehlende oder Gebrauchte in ihrem Verzeichnis vorgemerkt. Der Wachtmeister, der diesem Geschäft obzuliegen hatte, war ziemlich angeheitert. Er fragte, ob nicht jemand von uns der Schrift kundig wäre. Ich meldete mich sofort und bekam das ganze Bündel Papier in die Hand. Ich rief die Arrestanten auf und schrieb die nötigen Bemerkungen nieder. Er stand bei mir und revidierte die Sachen. Ich rief auch mich selbst aus, zeigte ihm meine Staatsmitgift, statt aber das mich betreffende Heft zu den andern zu legen, steckte ich es in meine Tasche. Daß ich es sofort nach Beendigung der Revision vernichtete, versteht sich von selbst. Ich war nicht einmal so neugierig, den Begleitschein ganz zu Ende zu lesen.

Nachdem mir dieses Kunststück gelungen war, brauchte ich nur noch der angedeuteten Instruktion jenes Polenbeglückers gemäß zu handeln, um die guten Folgen einer derartigen Vernichtung meiner offiziellen Persönlichkeit zu erfahren.

Zuerst entledigte ich mich noch am selben Abend meiner Ketten. Ich konnte dies getrost tun. Die Gruppe der Arrestanten, mit der ich reiste, be-

stand aus Polen und Russen. Von den letzteren kannte mich niemand, weil ich diese drei Tage hindurch nur mit Polen verkehrte und in ihrer Kammer schlief. Auch der Arrestantenkleider entledigte ich mich und zog die meinen an. Auf der nächsten und nächstfolgenden Station wurden die Gefangenen nur gezählt, ihre Papiere aber nicht revidiert. Dies geschah erst auf der dritten Etappe. Außer den Heften folgt mit einem Arrestantenzug immer noch ein Namenverzeichnis, welches aber auf jeder Etappe vom Schreiber des Wachtkommandos frisch angefertigt, das heißt vom vorigen abgeschrieben wird. Solche Namenverzeichnisse sollten nämlich der Kontrolle halber auf jeder Etappe im Archiv verbleiben, wie zum Beispiel auf jeder größeren Bahnstation die Nummern der passierenden Wagen. Es gibt aber wenige Etappen, wo dieser Vorschrift nachgelebt wird. Nach einem solchen Namenverzeichnis rief man auch mich auf. «Ich heiße nicht so», sagte ich dem Offizier, der selber das Aufrufen besorgte. «Der Schreiber der vorigen Etappe hat sich wahrscheinlich verschrieben. Ich heiße Rombski.» «Nun, das werden wir ja sofort feststellen», antwortete er und griff zu den Heften. «Wo sind denn Ihre Papiere?» fragte er, nachdem er umsonst nach meinem Heft gesucht hatte und aus der Zählung ersah, daß eines fehlte. «Meine Papiere?», gab ich verwundert zur Antwort, «ja das weiß ich wahrhaftig nicht. Sie wissen, daß man dieselben nicht uns zur Verwahrung übergibt». — Dieser treffenden Bemerkung war schwer etwas entgegenzuhalten. «Wahrscheinlich sind sie dort geblieben, wo man euch das letzte Mal aufgerufen hat. Man wird sie schon nachschicken. — Also wie heißen Sie und wohin gehen Sie?» «Mein Name ist Zegot Rombski. Ich wurde auf administrativem Wege in einen der nahegelegenen Bezirke des Gouvernements Tobolsk verbannt.» «Edelmann?» «Gewiß!» — Er schrieb alles auf, und damit war meine Erlösung besiegelt, denn selbst die Asche meiner Papiere war dazumal schon vom Winde verweht.

Nach jener famosen Instruktion hätte ich nun bis nach Tobolsk gehen und im Verbannungsamt dieselbe Rolle wie vor dem Offizier spielen sollen, wonach ich nach einigen Monaten, während welchen man vergeblich unter den Tausenden von Heften, die im Verbannungsamt lagen, nach meinen Papieren gesucht haben würde, freigelassen und in irgend einen nahen Bezirk geschickt worden wäre, um dort die Amnestie zu erwarten und hernach den wahren Namen aufzudecken. Ich selbst habe an die zwanzig Polen gekannt, die sich auf diese Weise von Bergwerken zur einfachen Verbannung begnadigt haben.

Ich ließ dies aber hübsch bleiben. Das Ungetüm von Tobolsk sah mich nicht wiederkommen. Ich zog es vor, ein leichteres Spiel zu spielen. In Tnimin, der ersten Stadt Sibiriens, angelangt, verlangte ich in die Stadt zu gehn, was solchen Verbannten, wie ich jetzt einer war, ohne die mindesten Umstände erlaubt wurde.

Ich ging — und man wartet noch heute auf meine Rückkehr. In einem gekaperten Schiffelein ging es einige Tage lang nach Osten, die Tniminka hin-

unter in den Tobol. Dann diesen hinauf durch das Gebiet der guten Tartaren auf schon gegangenen Wegen nach Jalutorowsk, wo mich Polen mit offenen Armen aufnahmen. Meinen russischen Freund fand ich aber nicht mehr; er war nach Rußland gegangen. Über Kurgan, den Ural und die Baschkirensteppe ging es dann rasch nach Südwesten, bald per Post, bald zu Pferd, einiges auch zu Fuß bis an die Kama. Hierauf diese hinunter und die Wolga hinauf per Dampfschiff nach Nizni-Nowgorod. Hier besuchte ich den Bruder meines russischen Freundes aus Tara. Von der weiteren Fahrt nach Westen riet er mir aber dringend ab. Man zählte 1866. Im April dieses Jahres wurde das Attentat Karalkosows auf Alexander II. verübt. Die Wogen hatten sich dazumal noch nicht gelegt. Trotz der Vortrefflichkeit meines Ausweises, der mir unbezahlbare Dienste geleistet hatte, wagte ich nicht, diesem Rate zuwider zu handeln. Ich machte kehrt und fuhr die Wolga hinunter bis Saratow. Von da gelangte ich zu Fuß ins Gebiet der Donschen Kosaken. Dort wäre ich beinahe Abt eines russischen Klosters geworden.

Es war später Herbst. Starke Regengüsse machten die an und für sich schlechten Straßen unwegsam. Der Don drohte mit einer Überschwemmung. Ich reiste zu Fuß, weil meine Mittel knapp wurden. Gerade befand ich mich auf der Höhe des Klosters «Zu den sieben schlafenden Brüdern», das wunderbar schön, hart am linken Donufer gelegen ist. In jedem russischen Kloster kann ein Wallfahrer einige Tage unentgeltlich ausruhen. Jedes besitzt außer der Klostermauern ein eigenes Gebäude zu diesem Zweck, dem ein darin wohnender Mönch vorsteht. Ich reiste jetzt gerade als Wallfahrer, ein gegebenes Gelübde vorschützend, nach Kiew und Poczajew, welches letztere hart an der Grenze Galiziens, meines Vaterlandes, liegt. Sowohl Kiew als Poczajew sind viel besuchte Wallfahrtsorte.

Man nahm mich natürlich im Asyl auf. Der alte Mönch, der ihm vorstand, gewann mich lieb, weil ich willig in seinen Arbeiten Hilfe leistete. Eines Tages, als ich schon Abschied nehmen wollte, sagte er zu mir: «Was willst du dich bei diesem Wetter herumplagen. Bleibe lieber bei uns und werde Mönch. Siehst du, du bist vom Adel, hast studiert, besitzt sogar einen Rang — es ist zwar nur der vierzehnte, aber doch ein Rang —, es kann dir bei uns nicht fehlen. Man wird dich gewiß mit der Zeit zum Abte wählen. Alle die Mönche da sind ebenso wie ich gewöhnliche, ungelernete Kosaken. Kaum einer oder der andere hat es zum Essaulen (Korporal) gebracht. Und ein Abt zu sein, das ist ein hohes Amt, mein Sohn. Ein Abt ist mehr als Obrist, er ist fast wie ein Ataman (General). Bleib du nur, du kannst mir glauben, es wird dir nicht fehlen.»

Die Perspektive, Abt zu werden, sprach mich wenig an, obgleich mit diesem Amt gar manche Vorteile verbunden sind. Der dazumal in jenem Kloster regierende Abt zum Beispiel führte ein beneidenswertes Leben. Er sah nur Donsche Sterladan (ein Fisch, der in Petersburg fast mit Gold aufgewogen

wird) auf seinem Tisch, und zur Abwechslung verspeiste er Wassergeflügel, das er mit köstlichem Krimwein, der wie Champagner perlt und fast wie dieser schmeckt, bespülte. Obendrein war er Rechnungsrevisor zweier sehr reicher Frauenklöster, die weiter unten am Don lagen. Jedesmal, so versicherte mich der alte Mönch, kehrte er von dort gemästeter zurück als er hinging. Und dies geschah zweimal im Jahr. Diese Behauptung schien keine Metapher zu sein, denn der Abt war wirklich derart imposanten Umfangs, daß ich mich immer, wenn ich ihn zu Gesicht bekam, fragen mußte, ob denn dieser heilige Mann, nachdem er das Zeitliche gesegnet haben würde, die enge Pforte des Himmelreichs werde passieren können, ohne diese oder sich selbst zu beschädigen. Ich stellte mir in Gedanken meine eigene Person in solchem Umfange vor, und wahrlich, die Lust, Abt zu werden, würde mir vergangen sein, wenn ich sie überhaupt gehabt hätte. Hingegen lockte es mich, eine Zeitlang im Kloster zu bleiben, erstens um das Leben drin kennen zu lernen, und zweitens, um an einem derart sicheren Zufluchtsort bessere Wegverhältnisse und womöglich auch den Winter abwarten zu können. «Ja, Väterchen», sagte ich zum Mönch, «was wird dann aus meinem Gelübde, wenn ich euerem Rate folge?» «Das Gelübde, mein Sohn, muß du erfüllen. Ein Gelübde ist eine heilige Sache, die erfüllt werden muß, ansonst du sicher göttliche Strafe zu gewärtigen hättest. Aber das eine schadet dem andern nicht. Du bleibst bei uns einige Zeit, bittest dann den Abt um Erlaubnis, die gelobte Wallfahrt ausführen zu können; sie wird dir sicher erteilt. Und als Mönch wallfahren, mein Lieber, ist ganz eine andere Sache, denn als gewöhnlicher Wallfahrer. Da wirst du nicht erst das ganze Dorf ablaufen müssen, bis du Nachtlager findest. Jedermann wird dich mit Freuden aufnehmen, gut verköstigen, dir das beste Bett herrichten und überdies einen Zehrpfennig auf den Weg mitgeben, ohne daß du darum bettelst.» Angesichts einer solchen Sachlage zögerte ich keinen Augenblick. Es lag mir weniger an den mir in Aussicht gestellten Akzessorien. Die Sicherheit, die eine Mönchskutte in Rußland gewährt, verlockte mich vollständig. Im Mönchsgewande war ich meiner Erlösung sicher.

Tags darauf wurde ich schon Novize und zugleich Bäckergehilfe des Klosterbäckers. Diese Beschäftigung sagte mir ungemein zu. Das Brot wurde immer nachts gebacken, um jeden Tag frisch unter die rund fünfzig Mönche, die im Kloster wohnten, verteilt zu werden. Bei den sehr langen und nicht minder langweiligen Mitternachtsgebeten in der Kirche mußte ich somit nicht mitmachen.

Ich verblieb fast drei Monate in diesem Kloster. Um Weihnachten 1866, als die Straßen vollkommen gangbar wurden, ging ich den Abt um Erlaubnis an, nach Kiew gehen zu können. Er entließ mich huldvoll mit seinem Segen, einem Begleitschreiben und einem Rubel Zehrpfennig. Den letzteren hatte ich wohl verdient, denn Klosterbäcker zu sein ist ein hartes Stück Arbeit.

Nun ging es ohne den mindesten Anstand rastlos fort, nur selten zu Fuß, meist im Schlitten. Unterwegs fanden sich immer gute Leute, die einen Mönch mitnahmen.

Am 12. Februar des Jahres 1867, just am sechsten Jahrestag meiner Einkerkierung in Warschau, überschritt ich bei Poczajew die Grenze Galiziens und wurde frei.